Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — DA. 7./89 : 1060

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 104 — Brockau, Donnerstag, den 31. August 1939 — 39. Jahrgang

Wiedergutmachung eines Unrechts

Danzig und Korridor müssen heimkehren ins Reich

Die deutsche Forderung auf Rückgabe Danzigs und des Korridors an das Reich, die der Führer in seinem Brief an den französischen Ministerpräsidenten Daladier klar formuliert hat, ist rechtlich unanfechtbar. Die deutschen Rechtsansprüche gründen sich auf die 14 Punkte Wilsons, die er in seiner Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 verkündete und deren 13. Punkt lautet: „Ein unabhängiger polnischer Staat soll errichtet werden, der die Gebiete mit unbestreitbar polnischer Bevölkerung einschließen, dem ein freier und sicherer Zugang zum Meere zugesichert und dessen politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und räumlicher Bestand durch internationales Abkommen verbürgt werden soll." Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Wilson damals die Abtretung deutschen Gebietes keineswegs in Erwägung gezogen hat. Durch die Note des Außenministers der Vereinigten Staaten, Lansing, vom 5. November 1918, die Deutschland annahm, sind die 14 Punkte Wilsons die eigentliche Rechtsgrundlage für den zu schließenden Frieden geworden. Diese Lansing-Note stellt, wie der bekannte Rechtsanwalt Professor Dr. Friedrich Grimm in seinem Werk „Frankreich und der Korridor" einwandfrei nachweist, einen rechtlich verbindlichen Vorfriedensvertrag dar, durch den sich die Verbündeten und Deutschland verpflichteten, auf Grund der 14 Punkte Wilsons den Frieden zu schließen. In den offiziösen amerikanischen Kommentaren, die im Oktober 1918 zu den 14 Punkten erschienen, heißt es: „Der Grundsatz, nach welchem die Grenzen bestimmt werden müssen, ist enthalten in dem Wort des Präsidenten „unbestreitbar". Das muß, bevor die Grenzen gezogen werden, eine Volksbefragung, eine unparteiische Nachprüfung in sich schließen." An diesem Standpunkt Wilsons hat sich bis in den November, also bis zu der Absendung der Lansing-Note, nichts geändert, sondern nach wie vor verstand der Präsident unter freiem und gesichertem Zugang zum Meer den neutralisierten Weichselstrom und den gesicherten Freihafen in Danzig. Erst später, als der jüngst verstorbene Polenführer Roman Dmowski in einer Unterredung mit Wilson auf die vier Millionen in Amerika lebenden Polen hinwies, die Wilsons Wähler waren, fiel Wilson um. Er hätte neben dem Korridor auch noch Danzig den Polen zugesprochen, wenn er nicht an dem Widerstand Lloyd Georges gescheitert wäre.

So kam es zu dem Kompromiß, der Danzig nicht beim Deutschen Reich ließ, es aber auch nicht den Polen gab, sondern zu einer „Freien Stadt" machte, die noch in besondere völkerrechtliche Beziehungen zu Polen gesetzt wurde. Dazu lieferte man den Weichsel-Korridor, ein vorwiegend von Deutschen besiedeltes Gebiet, ohne jede Volksbefragung den Polen aus.

Nach der Volkszählung von 1910, der letzten vor dem Weltkrieg, wurde das heutige Korridorgebiet und Danzig von 884 719 Deutschen, 469 703 Polen, 106 441 Kaschuben und 17 480 Doppelsprachigen bewohnt. Trotz dieser klaren Mehrheit der deutschen Bevölkerung wurde ihr das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht verweigert und das Gebiet ohne jede Volksbefragung vom Reiche losgerissen.

Die brutale Gewalt hatte über das Recht gesiegt. Es waren allein machtpolitische, strategische Gesichtspunkte des französischen Sicherheits- und Einkreisungssystems, die zur Bildung des Korridors und Danzig geführt haben. Deutschland hat damals in einer Note energisch gegen die Abtrennung dieser deutschen Gebietsteile protestiert, da sie in vollem Widerspruch zu allen Zusicherungen stand, die der Präsident Wilson gegeben hatte. Heute verlangt Deutschland die Wiedergutmachung dieses Unrechtes, und von dieser Forderung wird es sich weder durch Drohungen noch durch „Verhandlungen" abbringen lassen.

Es sei auch an das aufschlußreiche Ergebnis der Wahl zur Nationalversammlung vom 19. Januar 1919 hingewiesen. In einer großen Notzeit Deutschlands bekannten sich trotz der polnischen Terrorpropaganda die Bewohner Westpreußens mit überwältigender Mehrheit zum Deutschtum. Von den 953 390 Wahlberechtigten beteiligten sich an der Wahl 556 857. Und unter diesen 556 857 abgegebenen Stimmen befanden sich 554 224 gültige Stimmen. Sie entfielen ausnahmslos auf fünf deutsche Parteien. 58 v. H. der westpreußischen Bevölkerung gaben also in dieser Schicksalsstunde ihre Stimme für Deutschland ab. Deutlicher kann der deutsche Charakter des Korridorgebietes nicht unter Beweis gestellt werden. Dabei stellten die 58 v. H. bei weitem nicht die Gesamtzahl der deutschen Stimmen dar. Noch viel günstiger für Deutschland war die Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 in West- und Ostpreußen, bei der die Schicksalsfrage deutsch oder polnisch gestellt wurde. Damals wurden in den westpreußischen Bezirken, in denen eine Abstimmung zugelassen wurde, für Deutschland 92,8 v. H., für die Polen aber nur 7,2 v. H. an Stimmen abgegeben. Trotzdem wurden von diesen Gebieten noch Teile dem Korridor zugeschlagen. In der Provinz Posen, die bis auf Randgebiete von den Polen besetzt war, bekannten sich 324 588 Stimmen zum Deutschtum.

Das schlechte Gewissen hat dann die Polen veranlaßt, aus der ehemaligen Provinz Westpreußen, dem jetzigen Pommerellen, und aus der Provinz Posen über eine Million Deutsche von Haus und Hof zu vertreiben. Es steht also fest, daß dem heutigen polnischen Staat weite Gebiete angehören, die nach ihrer Geschichte und nach dem Willen ihrer Bevölkerung deutsch sind und daher ins Reich heimkehren müssen. Es ist urdeutsches Land, erschlossen vor vielen Jahrhunderten von deutschen Ordensrittern und bestellt von deutschen Menschen, wo nicht der Pole wider Recht und Gesetz den Deutschen von Haus und Hof vertrieben hat. Dieses Land ist deutsch, und diese Tatsache steht in diesen Tagen zur Entscheidung. Keine Regierung in London oder Paris kann dieser Entscheidung ausweichen.

Gesamt-Mobilmachung Polens

Warschau, 30. August. Wie bekanntgegeben wird, wurde heute nachmittag um 14.30 Uhr in Polen die Gesamt-Mobilmachung befohlen.

Die polnische Generalmobilmachung hat panikartig eingesetzt. Große Plakate an allen Straßen in Warschau künden von der sofortigen Einberufung aller wehrfähigen Männer im Alter bis zu 40 Jahren. Eine große Menschenmenge sammelt sich vor diesen Aufrufen. Ferner findet eine allgemeine Beschlagnahme von Pferden und mechanischen Transportmitteln einschließlich Fahrrädern statt.

Vorher Beratungen und Empfänge in Warschau

Warschau, 30. August. Am Dienstag wurde der englische Botschafter sowohl vom Außenminister Beck wie auch von Vizeaußenminister Szembek empfangen. Beim polnischen Staatspräsidenten Moszicki fand eine Beratung statt, an der Marschall Rydz-Smigly, Ministerpräsident Skladkowski und Außenminister Beck teilnahmen. In dieser Beratung wurde ausführlich die internationale Lage besprochen. Der Wortlaut der am Dienstagabend in London eingetroffenen Antwort des Führers ist vom britischen Botschafter in Warschau am Mittwochmorgen dem polnischen Außenminister übermittelt worden.

Ost-OS. soll ein Trümmerhaufen werden

Polnisches Militär unterminiert sämtliche Industrieanlagen

Kattowitz, 30. August. **Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, sind von den polnischen Militärbehörden in Ostoberschlesien sämtliche wichtigen Industrieanlagen dieses Gebietes unterminiert und sprengfertig gemacht worden. Die für das Vernichtungswerk abgeordneten Sprengkommandos haben ihre Plätze bereits eingenommen und warten nur auf das verabredete Signal, um die Sprengungen vorzunehmen.**

Als erste sollen das bekannte Stickstoffwerk in Chorzow (Königshütte) mit seinen Wasserhaltungsmaschinen, das Oberschlesische Elektrizitätswerk (OEW) in Chorzow, das den größten Teil Ostoberschlesiens mit Strom versorgt und das Elektrizitätswerk in Lazcik, Kreis Pleß, in die Luft gesprengt werden. Ebenso sind bereits **sämtliche Bergwerke sprengfertig** gemacht. Hier sollen zuerst die elektrischen und dann die gesamten Förderanlagen gesprengt werden. Die polnischen Militärbehörden haben also die Absicht, aus Ostoberschlesien einen Trümmerhaufen zu machen.

Die polnische Hölle

Viehische Barberei polnischer Horden in Ostoberschlesien

Kattowitz, 30. August. Die entsetzlichen Schandtaten der Polen haben längst die viehische Barberei von 1920 und 1921 erreicht. Die restliche deutsche Bevölkerung ist nicht mehr länger in der Lage, die herzzerreißenden Gewalttaten der Aufständischen mit anzusehen. Die gepeinigte Bevölkerung flucht denen, die durch Garantieversprechungen den polnischen Terror verschärften und heute diesen Terror als Märchen hinstellen. Denn der Taumel der polnischen Aufständischen wird immer zügelloser.

In Friedenshütte begehen sie entsetzliche Ausschreitungen. Sie nehmen „Haussuchungen" bei den volksdeutschen Arbeiterfamilien vor, wobei sie die Männer niederschlagen und die Mütter samt ihren Kindern ebenfalls höhnend mißhandeln. Was ihnen von dem bescheidenen Hausrat gefällt, lassen sie mitgehen, der Rest wird zerschlagen. Man hört im ganzen Ort das Johlen der bestialischen Horden, das Klirren von Fensterscheiben und Geschirr, dazwischen die qualvollen Schreie der deutschen Arbeiterfrauen und ihrer verweinten Kinder. Durch die Fenster fliegen Stühle und Betten, die Kochherde werden umgeworfen. Besonders schlimm ging es der Mitarbeiterin des Hilfsvereins deutscher Frauen in Friedenshütte namens Lentens. Nachdem die Polen sich in der Wohnung ausgetobt hatten, richtete ein Teil auf die Frau Pistolen, während andere die Unglückliche vergewaltigten. Schließlich wurde die Frau von den Unmenschen mit Fäusten und Stöcken mißhandelt und danach halbtot zur Seite geschleudert.

Moskau dementiert Polen

Russische Truppen rollen an die polnische Grenze.

Die sowjetamtliche Telegraphenagentur veröffentlicht ein Dementi, in dem es heißt, daß eine Reihe ausländischer Zeitungen eine Meldung bringt, wonach angeblich das Sowjetkommando Truppen aus dem Westen zurückziehe. Hierzu ist die Taß bevollmächtigt, mitzuteilen, daß diese Meldung nicht den Tatsachen entspreche. Das Sowjetkommando hat umgekehrt in Anbetracht der gespannten Lage in Europa und der Möglichkeit von verschiedenen Ueberraschungen beschlossen, die Truppen im Westen zu verstärken.

Offener polnischer Vertragsbruch

Privilegierter Korridorzug nicht abgefertigt

Der planmäßig um 10.22 Uhr ab Marienburg (Westpreußen) verkehrende privilegierte D-Zug 24 Marienburg—Danzig—Groß-Boschpol—Stolp—Stettin—Berlin, Stettiner Bahnhof, ist am Mittwoch von den polnischen Staatsbahnen nicht übernommen worden. Die Polen haben weder Lokomotive noch Zugbegleitpersonal gestellt. Der Zug gehört zu den durch den deutsch-polnischen Staatsvertrag vom 21. April 1921 (Pariser Staatsvertrag) privilegierten Zugverbindungen zwischen Ostpreußen und dem übrigen Deutschen Reich. Das Verhalten Polens ist somit sowohl eine Verletzung dieses Staatsvertrages als auch der auf den deutsch-polnischen Fahrplankonferenzen in Ausführung dieses Staatsvertrages getroffenen Vereinbarungen.

*

Die gewalttätige Sperrung des Korridorverkehrs durch die Polen, durch die jede Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Ostpreußen unterbunden wird, ist ein neues Glied in der Kette der polnischen Vertragsbrüche. Nachdem die Polen bereits wiederholt deutsche Reisende aus den Transitzügen heraus verhaftet und auch eine Verlagerung des Verkehrs auf die See durch Beschießung mehrerer deutscher Flugzeuge zu stören versucht haben, wollen sie jetzt offenbar durch Verweigerung der Abnahme der Durchgangszüge den Verkehr zwischen der deutschen Ostprovinz und dem Reiche völlig lahm legen. Sie verstoßen damit in flagranter Weise gegen die Bestimmungen des deutsch-polnischen Staatsvertrages von 1921, der eine wesentliche Grundlage des politischen Verkehrs zwischen Deutschland und Polen darstellt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese unerhörte Verletzung vertraglicher Abmachungen von weittragender Bedeutung sein wird.

Warschau nicht mehr Herr der Lage?

Polen unterbricht Danzigs Eisenbahnverkehr.

Am Dienstag ist eine Reihe von fahrplanmäßigen Zügen in Danzig nicht eingetroffen. U. a. sind mehrere D-Züge und Personenzüge, die für den Verkehr Danzigs und seine Fahrten sowohl mit dem Hinterland als auch mit dem Reich und insbesondere Ostpreußen von größter Bedeutung sind, in Polen zurückgehalten worden.

Es handelt sich u. a. um den D-Zug 804, der um 16.27 Uhr Danzig fahrplanmäßig in Richtung Marienburg verließ, dort aber nicht eintraf, da er in Dirschau zurückgehalten worden war. Infolgedessen ist auch der entsprechende Gegenzug 20.09 Uhr ab Marienburg ausgefallen, da der notwendige Wagenpark nicht vorhanden war, so daß die Reisenden, die von Ostpreußen nach Danzig wollten, in Marienburg zurückbleiben mußten. Der erschwerendste Umstand besteht darin, daß der für die Verbindung mit dem Reich und Ostpreußen lebenswichtige visumfreie Zug 825, der um 18.03 Uhr in Danzig eintreffen sollte, nicht verkehren konnte, da er ebenfalls in Dirschau zurückgehalten und aufgelöst worden ist. Das gleiche gilt für den Personenzug 823, der um 15 Uhr in Danzig eintreffen sollte. Weitere Züge, die von Danzig nach Gdingen verkehren, sind von dort mit geringerer Wagenzahl und absolut defekten Lokomotiven zurückgekommen.

Man scheint sich polnischerseits nicht ganz im klaren darüber zu sein, daß die Zeit, wo Polen seine Verpflichtungen unter den fadenscheinigsten Rechtsvorwänden verletzen konnte, ohne auf entsprechenden Widerstand und unter Umständen recht unangenehme Folgen zu stoßen, nunmehr endgültig vorüber ist. Man hat den Eindruck, daß die Warschauer Zentralbehörden angesichts der fortschreitenden Desorganisation der inneren polnischen Verwaltung auch auf diesem lebenswichtigen Gebiet des Verkehrswesens nicht mehr Herren der Lage sind. Im Interesse der lebensnotwendigen Verkehrsnotwendigkeiten Danzigs hat die Danziger Regierung noch in den Nachtstunden die polnische Regierung nachdrücklichst auf diese Pflichtverletzungen der polnischen Eisenbahnbehörden hingewiesen.

Personenzug Bromberg – Schneidemühl von den Polen zurückgehalten

Der fahrplanmäßige Personenzug Bromberg—Schneidemühl, der kurz nach 17 Uhr in Schneidemühl einläuft, hat Dienstag seinen Bestimmungsbahnhof nicht mehr erreicht. Wie seit Tagen, so wurde auch am Dienstag wieder mit diesem Zuge eine große Anzahl von Flüchtlingen erwartet. Auf wiederholte Anrufe des Bahnhofs Schneidemühl gab der polnische Grenzbahnhof keine Antwort. Erst auf Mörsezeichen hin kam der Bescheid zurück, der Zug werde Verspätung haben. Dann riß jede Verbindung ab, und es waren von den Polen keinerlei Auskünfte mehr zu erhalten. Um das Schicksal der Flüchtlinge besteht die größte Besorgnis.

Mit mehr als einstündiger Verspätung lief dann von jenseits der Grenze kurz vor Mitternacht ein anderer Zug ein, der ebenfalls wieder eine große Zahl vertriebener

Die deutsche Antwort in London

Neuer Zusammentritt des britischen Kabinetts

Die deutsche Antwort auf die britische Mitteilung ist am Dienstag kurz vor Mitternacht in London eingetroffen. Der britische Außenminister Lord Halifax hat mit seinen Mitarbeitern das Foreign Office erst kurz vor 2.30 Uhr morgens verlassen. Im Lauf des Mittwochs ist dann das Kabinett zusammengetreten, um die neue Mitteilung der deutschen Regierung zu prüfen.

Die Kabinettssitzung begann um 11.30 Uhr. Vorher hatte Innenminister Sir Samuel Hoare dem Ministerpräsidenten Chamberlain einen Besuch abgestattet, dem sich Unterredungen des Ministerpräsidenten mit Außenminister Lord Halifax und Unterstaatssekretär Cadogan anschlossen.

*

Der Führer hat in seinem Meinungsaustausch mit Daladier und Chamberlain den Westmächten noch einmal den deutschen Standpunkt klar und eindeutig dargelegt, so daß man jetzt in Paris und London über die Lage nicht mehr im Zweifel sein kann. Er hat ihnen die gewaltigen Opfer vor Augen geführt, die Deutschland im Interesse der Herbeiführung eines wahren Friedenszustandes in Europa gebracht hat. Er erinnerte an den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und an die vielfachen Versuche, eine dauernde Verständigung mit Frankreich und England herbeizuführen. Andererseits kann aber dem Reich nicht zugemutet werden, seine lebenswichtigen Interessen und Leib und Leben seiner Brüder in Osteuropa zu opfern. Um dem fortgesetzten Terror gegen das Deutschtum in Polen ein Ende zu setzen und die Bedrohung des deutschen Weges nach Ostpreußen zu beseitigen, hat der Führer die Rückgliederung Danzigs und des Korridors an das Reich gefordert. Von der Lösung der deutsch-polnischen Frage hängt es ab, ob es möglich ist, die Grundlagen für eine dauernde Verständigung in Europa zu schaffen. Die Westmächte kennen jetzt die berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes und sie haben nun die Wahl, ob sie den Friedensbemühungen des Führers zum Siege verhelfen wollen oder nicht. Mit dem letzten Aufklärungsversuch hat Deutschland einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe erbracht. Gleichzeitig bedeutete die Einleitung des Meinungsaustausches ein großes Opfer und erforderte ein Maß von Selbstbeherrschung, wie es angesichts der sich täglich steigernden Provokationen der Polen wohl kein Staat an den Tag gelegt hätte. Nun ist es an der Zeit, daß man sich in London und Paris schlüssig wird. Das deutsche Volk hat ein Recht auf Klarheit und verlangt eine befriedigende Lösung der deutsch-polnischen Frage, für die der Führer den einzig möglichen Weg gezeigt hat.

Deutscher mitbrachte Es läßt sich kaum mit Worten beschreiben, was sich abspielte, wenn die Wagentüren sich öffneten. Weinende, verängstigte Kinder, verhärmte Frauen; furchtbar der Anblick einer Greisin, die in der polnischen Hölle wahnsinnig geworden ist.

Der polnischen Hölle entronnen

Besonders stark ist der Andrang in Schneidemühl. Die lange Liste, die der Lagerleiter führt, ist ein Dokument unsäglicher Not und tiefster Bitternis. Die wenigen Zahlen und Daten, die Tag auf Tag die Seiten bedecken, umreißen erschütternd Menschenschicksale. Ein noch junges Mädchen, das den Eindruck einer alternden Frau machte, berichtete von seinem fünfzehnmonatigen Leidensweg durch die polnischen Gefängnisse. Man verdächtigte sie der Spionage. Obwohl man sie 15 Monate hindurch verhörte, von Strafanstalt zu Strafanstalt schleppte, konnte man ihr nichts beweisen. Auf irgendeine vage Denunziation hin war dieses reichsdeutsche Mädchen in die Maschen der nun geradezu schon berüchtigten polnischen Justiz gekommen. Nun endlich kann sie aufatmen, wie die vielen Tausende, die das starke Großdeutsche Reich nun in seinen Schutz genommen hat.

Erschütternde Flüchtlingsschicksale

Kinder von den Polen mißhandelt.

Täglich treffen in Schneidemühl deutsche Flüchtlinge aus Polen ein, die, der bittersten Not entronnen, von den Schwestern des NSV.-Bahnhofsdienstes zuerst betreut werden. Angespannt wird hier Tag und Nacht gearbeitet. In drei Schichten mußte der Tag aufgeteilt werden, und auch dann noch schaffen diese einsatzfreudigen Frauen weit über die für sie festgesetzte Zeit. Von erschütternden Schicksalen wissen die Frauen zu berichten. Nicht einmal Kinder sind vor den polnischen Rowdys sicher. Sie werden in brutalster Weise von den Bedrückern deutschen Volkstums mißbraucht.

In fast jedem Flüchtlingstransport sind Volksdeutsche, die von solchen Ungeheuerlichkeiten und der seelischen Not der Kinder zu berichten wissen. In der Schule wird mit einer unerbittlichen Konsequenz versucht, das Deutschtum völlig auszurotten. Aufschlußreich ist das Diensttagebuch des NSV.-Bahnhofsdienstes, das am 12. Dezember des vergangenen Jahres die ersten Flüchtlinge aus Polen aufzeigt. Es sind immer nur kleinere Gruppen von drei bis vier Menschen, die vom NSV.-Bahnhofsdienst betreut und dann in die Auffanglager übergeführt werden. Der erste größere Transport von 180 Menschen ist am 3. Februar verzeichnet. Dann sind eine Zeitlang nur kleine Transporte registriert, bis am 24. Mai wieder 230 Flüchtlinge vom NSV.-Bahnhofsdienst in Empfang genommen werden. In den letzten Tagen nun ergoß sich allein über die Grenzübertrittsstelle hier ein ungeheurer Strom von Frauen und Kindern (Männer werden von den Polen nicht mehr nach Deutschland gelassen). So wurden am 27. August 738 Flüchtlinge gezählt; am 28. sind es 500 Frauen und Kinder, die die rettende Heimat erreicht haben. In der Zeit vom 18. April bis zum 29. Juni wurden von dem Bahnhofsdienst rund fünfeinhalbtausend Flüchtlinge betreut. Dabei sind die vielen Einzelflüchtlinge, die Verwandte und Bekannte in der näheren und weiteren Umgebung Schneidemühls hatten, nicht erfaßt, da sie sofort von ihren Freunden in Empfang genommen wurden und so nicht in die Listen des NSV.-Bahnhofsdienstes kamen.

Wieder floß deutsches Blut

Zwei Volksdeutsche in Lodz ermordet

In Lodz, das bereits in den letzten Tagen Schauplatz der Verfolgung gegen alles Volksdeutsche war, kam es abermals zu wüsten Ausschreitungen des polnischen Mobs. Der aufgehetzte polnische Pöbel demolierte zahlreiche deutsche Geschäfte, darunter die Weinhandlung Steigert & Hoffmann, das Kolonialwarengeschäft Keller, die Konditorei Mittelstädt, die Papierhandlung Ruppert, die Fleischerei Teigert und zahlreiche andere Geschäfte der volksdeutschen Lodzer Bürger. Die Ausschreitungen konnten erfolgen, ohne daß die polnische Polizei, die hohnlächelnd dabeistand, etwas unternahm. Bei den Ausschreitungen selbst wurden die Volksdeutschen Karnowski und Galesch getötet, während mehrere andere schwer verwundet in das Krankenhaus eingeliefert werden mußten.

Nach den Exzessen sangen die polnischen Aufständischenbanden, unter denen man stadtbekannte Verbrecher bemerkte, deutschfeindliche Lieder. Der neuerliche Vorfall in Lodz reiht sich würdig an die bisherigen Schandtaten an, die auf das Konto der polnischen Regierung gehen.

Tschechisches Mädchen vergewaltigt

Eine viehische Tat wird aus Schönhof an der Protektoratsgrenze gemeldet. Ein tschechisches Mädchen, das hier über die grüne Grenze ins Protektorat fliehen wollte, wurde im letzten Augenblick von einem polnischen Grenzer erwischt, in das Grenzhäuschen geschleppt und dort vergewaltigt. Passanten, die, durch die Schreie des Mädchens aufmerksam geworden, zur Zollbude kamen, waren Augenzeugen dieser Schandtat.

Die Polen hausen in den Wäldern der Beskiden schlimmer als die Räuber. Die polnischen Behörden haben Fangkommandos der „Hilfspolizei" (jener berüchtigten Aufständischen, die man bewaffnet hat und in Zivilkleidung ihren Dienst versehen läßt) mit Motorrädern und gestohlenen Kraftwagen eingesetzt, um die Bevölkerung völlig einzuschüchtern, was den Mordkommandos auch glänzend gelungen ist. Das Land macht den Eindruck, als sei es von der Zivilbevölkerung ausgestorben.

Die Bielitzer Befehlsstelle dieser Terrorgruppe hat Fangprämien auf Volksdeutsche ausgesetzt, so daß sich die Horden überall an unschuldigen Menschen vergreifen, durch deren Verschleppung sie sich jenen Judaslohn verdienen.

Täglich über 30 Volksdeutsche vor Gericht

Das unerhörte Maß der Deutschenverfolgungen in Polen
Hört das nun der Westen?

Kattowitz, 30. August. Die Polen und ihre Freunde im Westen haben bisher mit konstanter Bosheit das Schreckensregiment gegen die Volksdeutschen in Polen nicht nur verschwiegen, sondern frech als eine Erfindung der deutschen Propaganda hingestellt. Augenscheinlich durch das unerhörte Maß der Deutschenverfolgungen überwältigt, gibt nunmehr die offiziöse „Polska Zachodnia" den Terror gegen die Deutschen in Polen wenigstens soweit zu, als Deutsche von polnischen Gerichten aus „politischen Gründen", d. h. eben wegen ihres Bekenntnisses zum Deutschtum, verurteilt worden sind. Wie groß aber mag in Wirklichkeit die polnische Blutschuld sein, die sich nicht nur aus den gerichtlichen Fällen, sondern aus den unzählbaren Fällen von Verschleppungen und nichtamtlichen Verfolgungen, jenen rücksichtslosesten Terror polnischer Banden und verhetzter Chauvinisten vor allem ergibt. Nach den von dem offiziösen polnischen Blatt gegebenen Ziffern sind im Verlauf der drei Monate April, Mai und Juni (die Ziffern für die letzten zwei Monate, in denen die Verfolgungen lawinenartig anstiegen, sind bezeichnenderweise nicht berücksichtigt) allein 685 Volksdeutsche von den polnischen Gerichten ausschließlich in sogenannten „politischen Angelegenheiten" verurteilt worden. Im gleichen Zeitraum sind außer diesen Verurteilten nicht weniger als 2178 gerichtliche Verfahren gegen Volksdeutsche aus den gleichen Gründen anhängig gemacht worden. Das bedeutet, daß in diesem Zeitraum täglich über 30 Volksdeutsche den polnischen Gerichten ausschließlich wegen ihres Bekenntnisses zum Deutschtum ausgeliefert worden sind.

Unbehagen in Bern

Wird Frankreich die Neutralität der Schweiz respektieren?

Bern, 30. August. In einem politischen Stimmungsbild deutet die „Tribune Genève" an, daß in Bern eine gewisse Unklarheit über die französische Haltung herrscht. Das Blatt berichtet, daß auf Veranlassung des Generalstabes die Schweiz von Frankreich eine ähnliche Erklärung verlangen werde wie sie Frankreich an Belgien und von Deutschland und Italien an die Schweiz gegeben wurde.

*

Berlin, 30. August. Die deutsche Regierung hat gegenüber der dänischen Regierung ebenso wie vor kurzem gegenüber Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz sowie Litauen ihrem Entschluß Ausdruck gegeben, bei kriegerischen Verwicklungen die Neutralität Dänemarks voll zu respektieren und die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Dänemark weiter zu pflegen.

„Keine Rechtfertigung für einen Krieg"

Paris, 30. August. Die „Action Francaise" erschien, wie berichtet, am Montag fast völlig weiß. Die Stelle des üblichen Artikels von Charles Maurras war leer und trug die Aufschrift „zensiert". In der vortägigen Ausgabe des Blattes hatte Maurras die Regierung Daladier angegriffen und beschuldigt, Frankreich aus nicht zu rechtfertigenden Gründen in einen Krieg zu treiben. Das französische Volk sei nicht bereit, für einen Krieg der Prinzipien zu sterben. Die Aussichten in einem Kriege seien für Frankreich ungünstig.

Am Grab des von den Polen ermordeten Vaters.

Auf dem Danziger Garnisonfriedhof fand die Beisetzung des SA.-Rottenführers und Schützen der Landespolizei Joseph Wessel statt, der an der Danzig-polnischen Grenze auf Danziger Boden von polnischen Grenzsoldaten meuchlings ermordet wurde. Weinend stehen die Kinder am Grab ihres Vaters, der polnischen Kugeln zum Opfer fiel. (ryz)
Weltbild (M.)

Nur keine Selbsttäuschung!

Man scheint sich in London immer noch nicht von der Illusion frei machen zu können, daß bei der weiteren Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Sowjetrußland Schwierigkeiten zu erwarten seien. Es ist eine grobe Selbsttäuschung, wie sich die Londoner Zeitungen mit dem deutsch-russischen Nichtangriffspakt beschäftigen, so wenn der „Evening Standard" die Meldung lanciert, daß die Sowjetregierung beschlossen habe, die Ratifizierung des deutsch-russischen Paktes zu vertagen. Es ist bedauerlich, daß man in dieser Form das englische und auch das französische Volk belügt.

Denn man möge in London und in Paris bedenken, daß die Ratifizierung des Paktes, der nicht nur ein Nichtangriffspakt, sondern gleichzeitig auch ein Konsultationspakt ist, eine rein technische Angelegenheit ist, weil der Pakt bereits in Kraft getreten ist. Deutschland und Sowjetrußland sind fest entschlossen, die Fragen, die sie gemeinsam angehen, auch gemeinsam zu lösen. Darüber sollte man sich wirklich nicht bei den Westmächten im unklaren sein.

Die bösen Hoffnungen der westmächtlichen Presse werden wohl nun auf jeden Fall verfliegen, nachdem Moskau amtlich mitgeteilt hat, daß die ausländischen Zeitungsmeldungen falsch sind, nach denen die Sowjets angeblich Truppen aus dem Westen zurückziehen. Vielmehr würden in Anbetracht der gespannten Lage in Europa und der Möglichkeit von verschiedenen Ueberraschungen die sowjetrussischen Truppen im Westen verstärkt. Es wäre den Herren Chamberlain und Daladier anzuraten, wie es Molotow vor einem halben Jahr, am Vorabend des Beginns der Verhandlungen der Sowjetunion mit England, den Demokratien vergeblich anriet, Tatsachen zu sehen. Durch den deutsch-russischen Pakt ist das beiderseitige vertrauensvolle Verhältnis auf eine dauerhafte Grundlage gestellt worden, und es ist Leichtsinn, wenn man in London und Paris etwa glaubt, daß die Konsultationsklausel des Paktes für die neuesten Phasen der mit dem deutsch-polnischen Problem zusammenhängenden Geschehnisse nicht die entsprechende Geltung und Wirkung gehabt hätte.

Man sollte englischerseits die Lage mit klaren Augen sehen, und wenn aus der letzten Rede des englischen Ministerpräsidenten zu entnehmen war, daß dieser den Wunsch hat, eine Verständigung zwischen Deutschland und England herbeizuführen, so wird er nicht daran vorbeikommen, daß das polnische Problem klar gelöst werden muß. Tendenzmeldungen und sonstige Manöver werden wie bisher kläglich an der ehernen Achse Berlin—Rom zerschellen.

Englische Frauen flüchten nach Irland

Auf der Suche nach einem sicheren Platz.

Ungefähr 400 englische Frauen und Kinder sind mit ihrer persönlichen Habe von Fishguard nach dem irischen Hafen Roßlare geflüchtet. Die Frauen erklärten bei ihrer Ankunft, sie kämen nach Irland, weil im Falle eines Krieges Irland der einzig sichere Platz sei. Sowohl der Dampfer nach Roßlare wie der nach Fishguard, fuhr mit völlig abgeblendeten Lichtern.

Demonstrationen vor dem Foreign Office

Vor dem Haus des Außenministeriums in London kam es am Dienstag gegen 22 Uhr zu Zusammenstößen zwischen der Polizei und einer größeren Anzahl faschistischer Demonstranten. Die Polizei, die zum Teil beritten war, drängte die englischen Faschisten zurück und riegelte die ganze Straße völlig ab. Die Demonstranten zogen nun vor das Parlamentsgebäude, wo der Zug aufgelöst wurde. Als sich die Faschisten vor der Westminster-Abtei wieder versammeln wollten, ging die Polizei erneut gegen sie vor und trieb sie in Richtung Victoria-Bahnhof zurück.

Iren lassen nicht locker

Wieder ein Bombenwurf in Liverpool.

Eine neue Explosion ereignete sich in Liverpool, wo in der Nacht aus einem fahrenden Auto eine Bombe auf die Straße geworfen wurde. Der Wagen blendete sofort seine Lichter ab und verschwand spurlos in rasendem Tempo. Die Bombe zerstörte die Straßenbahnschienen. Personen wurden nicht verletzt. Es ist dies die siebente Explosion allein in Liverpool während der letzten drei Tage.

In London sind alle Hotels und Pensionsbesitzer angewiesen worden, sofort nach Ankunft von ihnen unbekannten irischen Gästen Scotland Yard zu benachrichtigen.

*

Die Paß-Abteilung im Büro des Kommissars für Irland erlebte am Dienstag einen weiteren lebhaften Ansturm der in England lebenden irischen Staatsangehörigen. Die neu ausgegebenen Pässe sollen die Iren vor der britischen Wehrpflicht schützen. Das Büro des Kommissars für Irland ist mit Sandsäcken gegen Bomben geschützt.

Das neue japanische Kabinett

Japans Ziel bleibt Ausschaltung des britischen Einflusses in Ostasien.

Der neue japanische Ministerpräsident General Abe hat am Mittwoch seine Kabinettsliste dem Kaiser vorgelegt. Ministerpräsident und zugleich Außenminister ist General Abe, Innen- und Wohlfahrtsminister Ohara, der früher Finanzminister im Kabinett Okada im Jahre 1934 war.

Die Finanzen übernimmt Aoki, der zugleich das Kabinetts-Planungsamt betreut. Von den Wehrmachtsministerien übernimmt das Heer General Hata, die Kriegsmarine Vizeadmiral Yoschida. Die weiteren Ministerien verteilen sich wie folgt: Justiz Miyagi, Erziehung Kawarada (früher Innenminister im Hayaschikabinett), Handel und zugleich Landwirtschaft Vizeadmiral Godo (früher Eisenbahnminister), Verkehr und zugleich Eisenbahnen Nagai (früher Kolonialminister und Verkehrsminister), Kolonien Kanemitsu.

Die Tokioter politischen Kreise und die japanische Presse beurteilen das neue Kabinett zurückhaltend, aber nicht unfreundlich. „Tokio Asahi Schimbun" meint, daß Abes Beziehungen zur Armee sowie zu den politischen und wirtschaftlichen Kreisen weder gut noch schlecht seien. „Hotschi Schimbun" betont, daß Japan dringend auf ein starkes vertrauenswürdiges Kabinett warte. „Mijako Schimbun" glaubt, daß das neue Kabinett sicherlich von der Nation unterstützt werden würde. „Kokumin Schimbun" bemängelt, daß der Premierminister gleichzeitig auch das Außenamt leiten wolle.

Die gegenwärtige Zeit rufe nach einem starken Außenminister. Japans Diplomatie müsse sich auf die Neuordnung Ostasiens konzentrieren, was gleichbedeutend sei mit der Ausschaltung des britischen Einflusses. Dieses politische Ziel dürfe nicht geändert werden.

Das Blatt meint abschließend, daß es einen nicht wieder gutzumachenden Fehler und schweren nationalen Verlust bedeuten würde, wenn Japan sich seine Lage durch Annäherung an England erleichtern wolle. „Tokio Nitschi Nitschi" verlangt, daß die guten Beziehungen mit Deutschland und Italien aufrechterhalten werden, da die drei Länder gegen den Status quo zusammenstehen müßten.

Beilage zu Nr. 104 der „Brockauer Zeitung“

Donnerstag, den 31. August 1939.

Alle Rechte bei Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

7] Nachdruck verboten

„Es mußte ja so kommen“, sagt Lechner mit einem breiten Stolz. „Wenn man einem den Strick drehen will, dann muß man auch Zeugen haben, nicht wahr? Ohne Zeugen ist da beim besten Willen nichts zu machen. Haha! Komm, trink' noch einen, dann läßt du dir von dem Mädchen dein Stübchen zeigen!“

Stierl gibt dem Bauern seine Papiere. Der wirft keinen Blick hinein, so anständig ist er, so prima, prima! Nicht mal hineinschauen tut er in die Flebben

Das Kämmerchen ist über dem Kuhstall. Ein schmales Zimmerchen mit einem Strohbett, mit einem Tisch und einem Stuhl. An der Tür ist ein Kleiderhaken für die Garderobe. Arbo Stierl ist heiter wie noch nie. So fährt die Post weiter. Man hilft einem Bauern in der Ernte und so...

Sie mögen in Gottes Namen ihre Straße bauen, die andern...

*

Der Brutha hat gute Nachricht von zu Hause gekriegt. Sein Hans ist den Keuchhusten los, und seine Frau, die Mathilde, hat wieder eine schwere Niederkunft glücklich überstanden. Es ist ein Mädchen.

„Es ist ein Mädchen“, sagt er jedem, der es hören will. Wie ein angeschossener Hase ist er auf der Baustelle 'rumgerannt. „Menschenskinder — jawohl, so ist es!“

Jeder ist eben anders. Der Karnahl beispielsweise, der hat in eben demselben Zustand kein Wort gesagt, hat nur immerfort vor sich hingestiert und in sich hinein geträumt.

Vor einer knappen Stunde haben sie Feierabend gemacht. Nun sitzen sie wieder vor der Baracke. Der Harmonikaspieler fingert wieder den Zerrwanst, aber nicht für Erika, Erika ist ihm untreu geworden. Nun heißt sie Lene, die Träumerei, und es ist fast das gleiche Lied, ein ganz klein wenig sanfter ist es, elegischer.

Brutha ist Hahn im Korbe. Wegen oem Mädchen, das erst nicht da war und nun auf einmal ein Menschenwesen ist. Man muß nur mal richtig nachdenken, was für ein Wunder das Leben ist

Der dicke Rudelswald reibt sich die Hände und schmunzelt: „Wenn sie erst tausend Wochen ist...“

So macht er's, immer pflaumen, immer verkohlen

„Und wie ist das nun mit einem Kasten Bier?“ fragt er den Brutha. Der hört beim besten Willen nichts. Auch die andern lehnen ab, und zwar ganz energisch.

„Hört mal her, Kinders“, meint der Karnahl und klopft mit dem Kaffeetopf auf den Tisch. „Ich schlage vor, wir geben jeder einen Stundenlohn und kaufen dem kleinen Mädchen etwas zum Lutschen!“

„Gemacht! Gemacht!“ schreien alle auf einmal.

„Schokolade, Bonbons! Das Mädel wird sich freuen!“

Es ist gerade Lohntag und Sebald Karnahl kassiert. Zwanzig Jungens sitzen beisammen, aber es kommen dreißig Mark ein. Und die kriegt der Brutha mit viel Gaudi und mit viel frommen Wünschen in die Hand gedrückt. Der dicke Zimmermann zieht einen Flunsch. Vier Märker hat er springen lassen, aber er zieht ein Gesicht wie Essig und Petroleum. „Eine trockene Kindtaufe!“ brummt er. Und nun hat er seine Stimmen.

„Das ist keine Berliner Art und Molle!“ ruft Elias Zschoche aus dem Vogtlande. „Das ist keine Kindtaufe, ihr Lieben!“

Das leuchtet auch dem Kindesvater ein. Er sagt:

„Am Sonntag bin ich ja nun nicht hier. Aber ich schick' 'ne Kommission 'runter in die ‚Linde‘. Fünf Mann mit Bier- und Tanzmarken! Wie denkt ihr darüber?“

Der Vorschlag wird mit Begeisterung aufgenommen. Das Los entscheidet. Es fällt auf Michael Hendel, Sebald Karnahl, auf Zschoche und auf Rudelswald. Der Vorarbeiter Hein Droda ist mit dabei. Es wird ganz billig für den Brutha. Die Jungens verzichten auf die Marken.

„Wir werden das schon besorgen!“

*

Wo die Felder schräg zum Himmel stehen, dort wird trotz Mähmaschine mit Garbenbinder das Getreide noch mit der guten alten Sense gehauen.

Auf dem Luciushof werden Vorbereitungen getroffen.

Der Paule sitzt auf einem Kissen aus alten Säcken im Hof und dengelt die Sense. Neben ihm sitzt auch der Bauer Lucius und dengelt. Paule hat ein großes, rosarotes Pflaster auf der Stirn. Sie klopfen im gleichen Takt und von der gegenüberliegenden Scheunenwand kommt der Schall dumpf zurück.

Ein Mann betritt den Hof. Es ist Arbo Stierl. Paule guckt hoch, der Bauer guckt hoch.

„Wünsch' guten Tag“, sagt Arbo Stierl.

„Das gleiche!“ kommt es kühl und wie abwehrend zurück. Man weiß ja nun, das ist der neue Knecht des Lechner. Wie der Herr, so's Gescherr; man ist nicht unhöflich gegen ihn, als er sich auf der Hausbank niederläßt, aber der Hammer klopft unaufhörlich auf das Sensblatt, und die Augen sind scharf bei der Arbeit.

Der Stierl hat es nicht leicht.

Das ist nun die Vertrauensstellung beim Lechner, das ist seine erste Aufgabe, etwas auszurichten, etwas richtig vor die Ohren bringen. Eine Herde weißer Enten watschelt über den Hof, Tauben gurren, Hühner gackern, aus dem Kuhstall dringt warmer Dunst. Auf der Bank neben Stierl liegt die Katze und blinzelt satt und faul streitenden Sperlingen zu.

Der Botschafter sitzt breit auf der Bank und hat sich eine Zigarre ins Gesicht gesteckt. Sie sollen sehen, wie es ihm beim Lechner geht, sie sollen wissen, so stehen wir da, jawoll! Und das Sensedengeln, das machen wir auf dem Lechnerhof nicht am Sonnabend zur Abendzeit. Mit dem Schlag Fünfe hört die Arbeit auf. Man holt sich einen Zuber Wasser in den Kuhstall und reinigt den äußeren Menschen vom Staub der Woche. Mit einem weißen Hemd, sauber und pikfein, sitzt man in fremder Leute Hof und raucht eine Zigarre, indessen die anderen noch einen krummen Buckel machen. Einmal läßt der Paule den Hammer ruhen und blickt Arbo Stierl mit einem seltsamen harten Blick mitten ins Gesicht.

„Da bist du also ein Knecht?“

„Ja, so ist es!“

Der Paule lacht und klopft weiter. Dabei schüttelt er den Kopf und murmelt etwas. Dreißig Jahre ist er beim Bauer Lucius. Dreißig Sommer hat er hier kommen sehen, und was die Erde im Kreislauf eines ganzen Jahres haben will und was sie gibt, das hat er dreißigmal auf dem Rücken an Freude und Arbeit.

„Nein“, sagt der Paule, „du bist kein Knecht, du bist noch lange kein Knecht, Gott bewahre!“

„Wieso? Mensch, was ist ein Knecht!“

„Ach, das weißt du nicht, kannst du nicht wissen!“

Mit Paule ist das so; der kriegt eine Handvoll Erde, er riecht daran und sagt genau, von welchem Felde sie stammt. Und fast auf die Stunde weiß er: morgen in der Nacht kalbt die Lies! Er braucht keinen Kalender dazu. Mit allen seinen Sinnen ist er ein Knecht, ein wahrhafter Diener der lieben Gotteserde.

„Warum bin ich kein Knecht?“ fragt der Stierl wieder.

Doch Paule lächelt nur. Wie Mitleid, wie ein Bedauern sieht es aus.

Jetzt wendet der Bauer den Kopf nach Arbo.

„Was willst du eigentlich?“ fragt er, „hast etwas zu bestellen vom Lechner?“

„Ich? Nein!“ Arbo Stierl zieht fünfmal an seiner Zigarre. „Ich hab' nichts zu bestellen, Bauer Lucius, gar nichts weiter, hehe!“

„Nichts weiter?“

„Nur mal nach dem Rechten schauen!“

„So, so, nach dem Rechten schauen!“

„Das ist alles, ja!“ Arbo Stierl hüstelt ein wenig: „Und was ich vielleicht zu sagen hätte, das sag' ich von mir aus, dazu braucht es keines Auftrags!“

Der Bauer blitzt ihn an aus finsteren Augen. Die Dengelhämmer schweigen.

„Was du schon zu sagen hast!“

„Ach, nichts von Bedeutung, Bauer Lucius, ich dacht' mir bloß, es ist nicht fein, wenn die Leute hinterrücks tuscheln und flüstern — nein, das ist hundsgemein. Ich bin kein Freund davon, und hab' mir gedacht, dem Bauer Lucius sagst du's bei Gelegenheit...“

Schweigen. Der Bauer hat den Hammer und die Sense aus der Hand gelegt. Jetzt erhebt er sich und fragt rundheraus mit dumpfer, drohender Stimme:

„Was wird getuschelt?“

Arbo Stierl schaut verlegen zu Boden. „Drüben am Schilfteich, da wird Tag um Tag so gegen Neune das Boot losgemacht und — und...“

„Was, und?“

Es ist ein peinliches Gegenüberstehen, dem Stierl läuft's kalt und heiß über den Rücken. Wie wird das ausgehen, denkt er, und scharrt mit dem Absatz ein Loch in die Erde.

Rede!“ herrscht ihn der Bauer an.

„Hm, na ja“, stottert Arbo mühevoll, „ich hab's selber nicht gesehen, ich kümmere mich nicht um sowas. Aber die Leute, Bauer Lucius, die Leute sind hier auf eine Art neugierig, wenn es sich um ein Liebespärchen dreht...“

Der Stierl hat kaum ausgesprochen, da geschieht etwas völlig Unerwartetes. Der Paule springt wütend auf, reißt die Stützgabel der Sense aus der Erde, und kommt in drohender Haltung auf Arbo zu:

„Um ein Liebespärchen sagst du.“

Stierl erschrickt und springt auf: „Aber mein Gott, Paule, was geht es dich an? Du bist doch nicht der Michael Hendel, und die Hella ist nicht dein Mädchen, hehe!“

Da hat ihn der Paule schon am Kanthaken:

„Hinaus! Hinaus!“ schreit er, „hinaus, du!“ Und der Botschafter läuft, was er laufen kann, und der Paule knüppelschwingend hinterher. „Hinaus!“

Unbarmherzig saust der Stock nieder auf den Flüchtenden. Vorn am Tor trifft ihn noch ein Hieb zwischen die Beine, daß er kopfüber auf die Straße stürzt.

Die Mission ist mißglückt, kläglich danebengegangen. Der Stierl erhebt sich seufzend und torkelt dem Lechnerhof zu. So eine Vertrauensstellung hat es in sich. Blaue Beulen, ein schimpflicher Abgang. Der Stierl kann ein Liedchen singen.

Wer da lacht, das ist der Lechner.

„Bist ein Trottel!“ sagt er, als Arbo Stierl zerknittert und geschunden nach Hause kommt. Aber seine Blicke lächeln Befriedigung. Weiter hat er nichts erreichen wollen.

Achtes Kapitel

Hein Droda, der Vorarbeiter in Michaels Baukolonne, wohnt mit seinen Eltern in der alten Dorfschule. Es ist Sonntag. Die Glocken läuten. Draußen auf der Straße gehen die Kirchenbesucher vorüber. Die Mädchen in bunten, duftigen Kleidern, mit einem Gesangbuch in der Hand, Burschen, Männer und Frauen mit einem freudig glänzenden Sonntagsgesicht.

Hein Droda sitzt auf seiner Bude und blättert in Papieren, malt und zeichnet und rechnet. Seit Wochen ist er hinter etwas her, hinter einem Gedanken, der ihn nicht mehr losläßt, der ihn zwingt zu dem, was er tut.

Michael Hendel ist auf Besuch da.

Die beiden verbindet eine enge Freundschaft. Sie haben in schlimmen Zeiten zusammengestanden, und für ein großes, gemeinsames Ziel gekämpft, sie sind verwachsen miteinander durch diesen Gleichklang ihres Lebens, und wenn sie auch nicht davon sprechen, so fühlen sie doch, wie stark gerade die gemeinsam bestandenen Kämpfe ihre Freundschaft bestimmen.

Nun sitzt also der Droda vor seinem Schreibtisch und blättert in Papieren, die voll Zeichnungen und Zahlen sind. Michael lehnt behaglich im Faulenzerstuhl und sieht dem anderen gelangweilt zu.

„Was projektierst du denn da, wenn man fragen darf?“

„Eine Maschine“, erwidert Hein ruhig, ohne aufzusehen.

„Was heißt das, eine Maschine?“ beharrt Michael.

„Eben so etwas wie eine Maschine, Bruderherz, da dich die Neugier umbringt!“

Michael rückt näher an den Schreibtisch heran und macht ein saudummes Gesicht. „Schau an, schau an!“

Hein muß lachen.

„Und was denn für eine Maschine?“ fragt Michael, aufs lebhafteste interessiert.

Hein Droda sagt, während er den Kopf wie sinnend in die Hand stützt: „Seit Wochen plagt mich der Gedanke, was wird im kommenden Winter aus unseren Leuten? Wir sind mit dem Abraum fertig, wir betonieren die Teilstrecke Galgenberg—Totenstein, aber was wird im Winter?“

„Was wird im Winter, du, das hab' ich mich auch schon gefragt?“

„Es gibt genug Arbeit“, bemerkt Hein Droda sachlich, „wir fangen eine neue Teilstrecke an, Erdarbeit, Schotterunterlage, Teerisolierung, aber betoniert kann nicht werden. Fünf bis sechs Monate muß die Betonmischmaschine aussetzen...“

Michael blickt den Freund verwundert an:

„Und darüber zerbrichst du dir nun den Kopf. Das ist doch eigentlich nicht deine Aufgabe, Hein!“

„Darauf kommt es hier nicht an“, erwidert Hein Droda bestimmt, „ich habe es mir eben zur Aufgabe gemacht, und ich muß zugeben, daß ich mit dem Ergebnis meiner Arbeit zufrieden bin!“

„Darf man das Projekt einmal sehen?“

Hein nickt. Er sucht eine Zeichnung aus der Menge der Blätter heraus und zeigt sie dem Freund. Er sagt:

„Sieh dir das einmal an. Das ist eine Art fahrbarer Ofen. Er ist mit einem Schüttelrost versehen, der die glimmende Holzkohle automatisch aus der Heizung herausholt und über eine große Gitterfläche verteilt. Mit Hilfe dieser Holzkohlen-Flächenheizung soll es uns möglich werden, auch bei stärkstem Frost zu betonieren. Die frisch betonierte Fläche erhält so lange die erforderliche Trockenwärme zugeführt, bis die Decke gefahrlos jedem Frostschaden standhalten kann.“

Hein Droda hat seine kurze Erläuterung beendet. Jetzt legt er die Zeichnung auf den Tisch und lächelt dem Freunde zu: „Wie gefällt dir das, Michel?“

„Mensch...“ Michael Hendels Blicke gehen über den Arbeitstisch des Freundes. Das ist Hein Droda, das ist der Junge, der mit dem Herzen für seine Arbeit denkt und lebt. In einem schmalen, bescheidenen Stübchen sitzt er und verbringt seinen Sonntag, verbringt seine Freizeit mit Aufgaben, wozu ihn ein inneres Drängen zwingt.

„Mensch, so bist du!“ Weiter kann Michael nichts sagen. Sie rauchen eine Zigarette und hören dem leisen Ticken der alten Schnitzuhr zu. Ein leichter Wind spielt mit den weißen Gardinen am geöffneten Fenster.

Mutter Droda kommt herein. Sie ist eine kleine Frau mit einem guten, milden, schönen Gesicht. Sie bringt dem Jungen das Frühstück herein und nickt Michael freundlich zu. Eine Weile steht sie neben den Jungens und sagt nichts und nickt nur immer gütig lächelnd mit dem Kopfe. Wie ein unausgesprochenes Glücklichsein, so ist dies Kopfnicken. Dann geht sie wieder der Tür zu.

„Ich will nicht stören“, sagt sie, und hebt den Finger gegen Hein. „Aber arbeite nicht zuviel, Heini, es ist Sonntag!“

Als die Mutter die Stube verlassen hat, verzehrt Hein sein Frühstücksbrot mit großem Appetit. Die Freunde sitzen am Tisch und Michael kriegt eine Tasse heiße Fleischbrühe vor die Nase gesetzt. Sie essen und trinken und machen einen kleinen Schwatz von einer halben Stunde. Dann erhebt sich Michael Hendel und nimmt die Mütze vom Haken.

„Also mach's gut, Hein, und heute abend sehen wir uns ja wieder!“

„Ja, heute abend in der ‚Linde‘“, erwidert Hein Droda und blinzelt pfiffig mit den Augen:

„Wird Hella auch mitkommen?“

„Hella und Trine, sie haben es mir versprochen!“

(Fortsetzung folgt)

Schlesische Nachrichten

Ehrung von Frontkämpfern

Inhaber des Goldenen Militärverdienstkreuzes erhielten Charakter als Leutnant d. Ldw.

Aus Anlaß des 25. Jahrestages des Weltkriegsbeginns und der Schlacht bei Tannenberg erhielten mit dem 27. August 1939 den Charakter als Leutnant d. Ldw. a. D. folgende ehem. Unteroffiziere bzw. Mannschaften aus dem Wehrkreis VIII, die Inhaber des Goldenen Militärverdienstkreuzes sind:

Böhm, Hermann, Mittelkonradswaldau, Kr. Landeshut 111; Eick, Paul, Neiße; Fitte, Reinhold, Ehrenfeld, Kr. Oppeln; Fritz, Rudolf, Neu Erbersdorf Nr. 75; Fröhlich, Ludwig, Groß-Strehlitz; Gorek, Alois, Stöblau; Grötschel, Julius, Leobschütz; Hartwath, Robert, Oppeln; Kalla, Johann, Mechtal (Oberschlesien); Kern, Paul, Oppeln; Kroll, Florian, Bolko bei Oppeln; Lehming, Adolf, Hubertusgrund, Kr. Gleiwitz; Lisson, Bernhard, Waldfurt, Kr. Neustadt (Oberschlesien); Morczmisyk, Karl, Hindenburg; Nießner, Franz, Freudenthal; Preuß, Alois, Hindenburg; Pudelko, Franz, Beuthen; Radke, Hermann, Aguetendorf i. Riesengeb.; Rother, Wilhelm, Tiefenburg, Kr. Oppeln; Thiel, Rudolf, Freudenthal; Tietz, Georg, Beuthen; Trautner, Franz, Bobrek-Carf I; Tkotz, Franz, Oberhöh, Kr. Groß-Strehlitz; Stöber, Theodor, Beuthen; Spyrka, Vinzenz, Gleiwitz; Warzecha, Johann, Klausberg (Oberschlesien); Weist, Paul, Straupitz; Wieschorke, Wilhelm, Schönau b. Neutitschein; Wietschorke, Wilhelm, Schönwald, Kr. Gleiwitz; Wosnitza, Thomas, Kl. Stein, Kr. Groß-Strehlitz; Wranek, Karl, Leobschütz; Zemelka, Johann, Kl. Hoschütz, Kr. Ratibor.

Kommissarischer Regierungspräsident in Liegnitz

Der Reichsminister des Innern Dr. Frick hat mit Zustimmung des Preußischen Ministerpräsidenten den Regierungspräsident Bachmann in Schneidemühl mit der kommissarischen Verwaltung der Stelle des Regierungspräsidenten in Liegnitz betraut. Der Grund für die kommissarische Besetzung ist die schwere Erkrankung des Regierungspräsidenten Dr. Engelbrecht, der deshalb auf seinen eigenen Antrag am 1. Oktober dieses Jahres in den Ruhestand tritt. Dr. Engelbrecht ist seit Oktober 1936 Regierungspräsident in Liegnitz, nachdem er bereits früher hier gewirkt hatte.

Aus Breslau

Kasernenblock „Haus Schwerk"

Nach einer Mitteilung der Gaukriegerführung Südost des NS.-Reichskriegerbundes ist dem am Tage von Tannenberg durch die Verleihung des Charakters als Generalmajor a. D. geehrten Gaukriegerführer Südost Schwerk eine weitere Ehrung zuteil geworden. Der Kommandeur des JR. 49, das die Tradition der von Generalmajor a. D. Schwerk im Weltkrieg kommandierten 51er führt, hat mit Genehmigung des Oberkommandos des Heeres angeordnet, daß der Kasernenblock der 8. (MG.) Kompanie von Breslau-Carlowitz fortan den Namen „Haus Schwerk" trägt, um damit auch äußerlich die enge Verbundenheit mit dem JR. 51 und seinem alten Feldzugskommandeur zum Ausdruck zu bringen. Die Urkunde über diese Ehrung wurde Generalmajor a. D. Schwerk am Tannenbergtage durch eine Abordnung überreicht.

Niesky. Kampf gegen die Wohnungsnot. Zur Behebung der Wohnraumnot hat die Stadtverwaltung eine umfangreiche Wohnbautätigkeit veranlaßt, die von verschiedenen Baugesellschaften durchgeführt wird. Die ersten Wohnblocks konnten dieser Tage gerichtet werden. Neben 18 im Bau befindlichen Kleinsiedlerstellen werden zunächst 50 Kleinwohnungen und 12 Kleinsiedlerstellen für Kinderreiche entstehen. Der Bau von weiteren 60 Wohnungen, unter denen sich 30 Vierraumwohnungen befinden sollen, ist in Vorbereitung.

Lauban. Schadenfeuer — ein Toter. In der Scheune des Bauern Riedel in Nieder-Altlauban war widerrechtlich feuergefährlicher Betriebsstoff gelagert, der wahrscheinlich durch unsachgemäßes Verhalten eines dort anwesenden Straßenarbeiters aus Lauban in Brand geriet. Dieser wurde von den Flammen sofort erfaßt, ehe an eine Rettung zu denken war. Der Mann erlitt so schwere Brandwunden, daß der Tod bald darauf eintrat. Das Feuer griff auf die Scheune über und bald quollen mächtige Rauchschwaden aus dem mit Erntevorräten gefüllten Gebäude hervor. Dem tatkräftigen Eingreifen der Feuerwehr gelang es, den Brand zu lokalisieren und einen Teil der Ernte vor der Vernichtung zu bewahren. Der Schaden ist erheblich.

Goldberg. Fahrerflucht. Am Montag, dem 28. 8., um 6.15 Uhr, wurde in der Ortschaft Steudnitz im Kreise Goldberg das Geländer über die dortige Brücke von einem in Richtung Liegnitz fahrenden Lastzug, der aus zwei Wagen bestand, durchbrochen. Hierbei wurde ein achtjähriger Junge getötet. Der Fahrer des Lastzuges ist, ohne sich um den Unfall zu kümmern, weitergefahren. Beide Lastwagen trugen blaugrauen Anstrich und waren mit Planen versehen. Der flüchtige Fahrer wird aufgefordert, sich unverzüglich beim nächsten Gendarmerieposten oder der nächsten Ortspolizeibehörde zu melden.

Neumarkt. Unfall durch scheuende Pferde. Der 15jährige Ackerkutscher Bernhard Mälzer in Kohnern (Kreis Neumarkt) wollte mit einem Pferdefuhrwerk Futter vom Felde holen. Auf der Dorfstraße gingen die Pferde plötzlich durch, der junge Mann stürzte vom Wagen und wurde überfahren. Schwere Verletzungen machten seine Ueberführung ins Krankenhaus notwendig. Der Wagen wurde während des rasenden Laufes der Pferde zertrümmert. Mit einem Stück des Wagens raste das Gespann dann noch etwa 100 Meter weiter, dann stürzten die Pferde an der Bordkannte und verletzten sich schwer.

Liebichau. Eröffnung der Dahlienschau. Hier wurde die alljährlich stattfindende Große Dahlien- und Herbstblumenschau eröffnet. Bei der von den Darbietungen der Waldenburger Dorfkapelle umrahmten Eröffnungsfeier würdigte Landrat Williger die Bedeutung der Liebichauer Gärtnerei.

Münsterberg. Vom Kraftwagen überfahren und tödlich verletzt. Auf der Heinerswalder Straße wurde der 9jährige Sohn des Gärtnereibesitzers Ullrich von einem Personenkraftwagen erfaßt nud mitgeschleift. Der Knabe, dem das linke Bein zertrümmert wurde, erlag im Krankenhaus seinen schweren Verletzungen. Der Fahrer des Wagens ist festgenommen worden.

Glatz. Zwei tödliche Verkehrsunfälle. In Schlegel (Kreis Glatz) wurde der 70jährige Rentenempfänger Robert Pohl aus Hinterberg von einem jugendlichen Radfahrer angefahren und zu Fall gebracht. Er erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er ihnen bald nach der Einlieferung ins Krankenhaus erlag. — Auf der Kunststraße Mittelsteine—Walditz wurde der 34jährige Gastwirt Leier aus Tuntschendorf neben seinem Motorrad tot aufgefunden. L. war in den Graben gefahren und gestürzt, wobei er sich tödliche Verletzungen zugezogen hatte.

Bad Altheide. Ausfallende Tagung. Die hier für die Zeit vom 1. bis 4. September angesetzte Tagung der Fachgruppe Blumenbindereien muß ausfallen.

Grottkau. Opfer einer Unsitte. In Lichtenberg im Kreise Grottkau hängte sich das 5½ Jahre alte Kind des Dachdeckers Gärtner an einen vollbeladenen Erntewagen. Dabei kam das Kind zu Fall, geriet unter die Räder und wurde überfahren. Es starb bald nach seiner Einlieferung im Krankenhaus.

Werbt für Eure Zeitung!

„Hexenmehl" und „Drachenblut"

Merkwürdiges aus der Apotheke.

Phantasie muß der Apotheker haben, will er alle Wünsche des gerade in der Heilkunde zu Aberglauben und Geheimniskrämerei neigenden Publikums erraten; denn die seltsamsten Namen tragen die geheimnisvollen Mittel, von denen die Wunderwirkung erhofft wird. Es geht, soweit sich der Volksmund darauf beschränkt hat, sich die fachmännischen Bezeichnungen mundgerecht zu machen. Nach einigem Ueberlegen wird der Apotheker das Richtige treffen.

Hinter dem „romantischen Essig" den aromatischen Essig zu vermuten, ist nicht schwer. Ebenso wird sich auch jeder denken können, daß mit der „Mayonnaisenlimonade" die Magnesialimonade gemeint ist. Die Wilsonsche Salbe, die nichts mit dem Mann der berüchtigten vierzehn Punkte zu tun hat, läuft unter dem Namen „Wildsauensalbe", und aus Katechou hat man „Katzenschuh" gemacht. Verlangt ein Kunde ein Mittel mit dem wunderbaren Namen „Er saß und fraß und hat a Brill'", so wird ihm der phantasiebegabte Apotheker ohne viel Nachdenken Sassafras und Sarseparill verabfolgen.

Das alles ist nicht schwierig. Was aber ist zu tun, wenn die Benennungen der verlangten Wundermittel nicht irgendwie in Beziehung zu den wirklichen Namen der Arzneien zu bringen sind? Dann muß das in allen Apotheken vorhandene Buch helfen, das in übersichtlicher Anordnung die volksmundlichen und die entsprechenden wissenschaftlichen Bezeichnungen enthält. Es ist zuverlässig in allem und gibt immer den richtigen Rat.

Grauestes Mittelalter, die Zeit des Doktor Eisenbart und anderer umherziehender Wunderärzte, scheint wiedergekehrt zu sein. Welche Gedanken hat wohl der Heilungsuchende, der in der Apotheke „Hexenmehl" verlangt unter der ausdrücklichen Betonung, daß es recht frisch sein müsse? Immerhin ist nach der Ueberlieferung die letzte Hexe im Jahre 1782 zu Glarus geköpft worden, und der so gewonnene „Vorrat" dürfte im Laufe der seitdem verflossenen 157 Jahre längst aufgebraucht sein, ohne daß sich Gelegenheit fand, ihn zu ergänzen! Oder wohin schweift die Phantasie, wenn es sich um „Drachenblut" handelt? Siegfried und Sankt Georg, die als Lieferanten in Frage kämen, sind doch schon reichlich lange tot.

Ueberhaupt dürfte die Beschaffung mancher Arzneien, die gefordert werden, dem Apotheker nicht geringe Schwierigkeiten machen. „Räuberessig" und „Spitzbubenessig", „Frauenhaar", „Seelenspeck" und „Jungfernleder", „pulverisierte Menschenknochen" und „Armsünderschmalz" erinnern an die ärgsten Zeiten mittelalterlicher Gerichtsbarkeit und dürften in unseren Tagen nur sehr schwer zu erlangen sein. Aber dem schönen Geschlecht zur Beruhigung: die Apotheker sind nicht so arge Leute, wie man annehmen könnte. Der das „Frauenhaar" enthaltende Kasten trägt eine Aufschrift, die auf rein pflanzliche Abstammung seines Inhalts schließen läßt. Harmloser Herkunft scheinen auch die Mittel zu sein, die weniger verfängliche Namen tragen. „Bärendreck" und „Teufelsdreck", „Blauer Dunst" und „Grauer Dunst", „Blauer Umwand" und „Blauer Einwand", „Blaue Wolkensalbe" und „Blaues Nichts" liegen bereit, vorhandene Leiden zu beseitigen.

Ob man sich unter „Trompeten"- und „Flötenpulver" pulverisierte Flöten und Trompeten vorstellt, ist nicht bekannt. Wohl aber weiß man mit Bestimmtheit, daß sich der Apotheker nicht mit dem Zerstoßen derartiger Instrumente abgibt.

Schubkästen und Standgefäße enthalten aber auch für jeden einzelnen, gleich welchen Standes er ist, ein Spezialmittel: Schäfer, Scherenschleifer, Buchbinder, Glaser und andere können besonders für sie geeignete Tropfen erhalten. Dem Helden der Bühne kann durch ein „Deklamationspflaster" geholfen werden, dem Pfarrer mit einem „Diakonuspflaster", und fürs Militär sind „Offiziers-" und „Soldatensalbe" bestimmt. Der Weise, „welcher sitzt und denkt", kann seine steif gewordenen Glieder mit „Philosophenöl" einreiben und sich die Ohren gegen störenden Lärm mit „Philosophenwolle" verstopfen. Ausreichend ist für den Ritter von der Nadel gesorgt: „Schneideröl" und „Schneiderbalsam", „Schneiderschwindel" und „Schneiderkurzweil", „Schneiderliebe" und — für besonders schwere Fälle — „Schneidercourage" stehen ihm zur Verfügung.

Von des Lebens ganzem Jammer geben „Armdarmjammerpulver" und die „Elendskörner" Kunde. Als Ausgleich dafür gibt es aber auch „Engelsüß" und „Heil aus dem Grund". Aengstliche Gemüter, die um ihr Leben bangen und gern hundert Jahre alt werden möchten, werden zum „Ewiglebensöl" greifen.

Noch manches andere harrt in den Apotheken seiner Bestimmung, der leidenden Menschheit Not zu lindern. „Je länger je lieber", „Fix und fertig", „Steh auf und geh weg", „Krabbelt die Wand 'nauf" und „Allerlei Lust und aller Menschen Aergernis" — hilft nicht das eine, so tut's das andere. Mißmutigen aber und Lebensmüden, die am ganzen Dasein verzweifeln wollen, verordne man eine reichliche Dosis „Aufmunterungstropfen"! Auch das wird helfen!

Ein „Untersee-Postamt" wurde eröffnet

Seit einigen Tagen gibt es eine neue Delikatesse für Briefmarkensammler: die Marken des „Untersee-Postamts", die den Aufdruck „Auf dem Meeresgrund. Bahama" tragen.

Das Postamt liegt wirklich auf dem Grunde des Meeres, und zwar bei der Insel New Providence, die zur Gruppe der Bahama-Inseln gehört. Es besteht aus einem großen Glaskasten, einer Konstruktion des Erfinders Williamson aus Nassau auf New Providence. Der Zustrom der Besucher zu diesem gläsernen „Untersee-Postamt", das eine Sensation ersten Ranges bedeutet, hält seit der Eröffnung für den Publikumsverkehr ununterbrochen an. Der Zugang zu diesem Postamt erfolgt durch eine Treppe, die in einer breiten Röhre in die Tiefe führt.

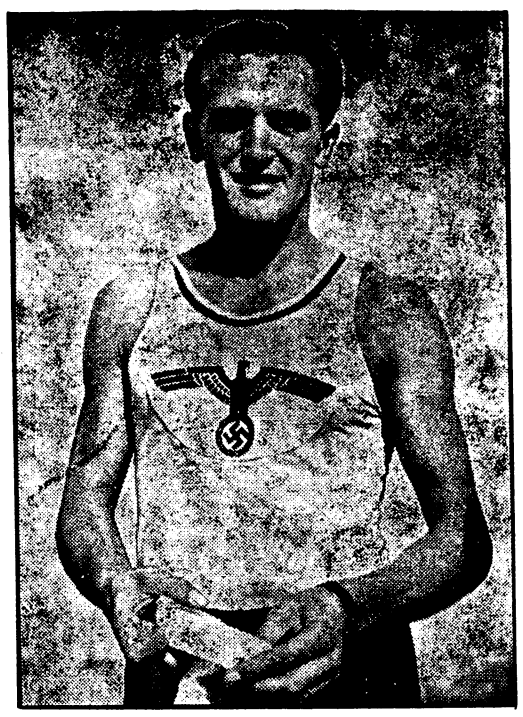
Wenn auch keiner der „Postkunden" es versäumt, sich bei einem Besuch des „Untersee-Postamtes" die kostbaren „Meeresgrund-Marken" mit dem nicht weniger kostbaren Poststempel zu besorgen, so bietet der Einstieg in das Postamt auch noch andere Ueberraschungen. An der Stelle, an der das „Untersee-Postamt" auf dem Meeresgrund liegt, ist das Wasser von einer wunderbaren, kristallenen Klarheit. So hat das Publikum dieses seltsamsten aller Postämter der Welt Gelegenheit, aus allernächster Nähe das Leben der Fische und anderen Meerestiere zu beobachten. Daher wird es wohl, solange das Postamt auf dem Meeresgrunde besteht, niemals vorkommen, daß sich ein Kunde darüber beklagt, daß er am Schalter zu lange warten müßte!

Wie bekomme ich eine Stellung?

Ergebnis einer Umfrage des amerikanischen Rundfunks

Eine aufschlußreiche Umfrage hat eine amerikanische Rundfunkgesellschaft unter ihren Hörern veranstaltet. Nicht weniger als 2000 Amerikaner in den verschiedensten Groß- und Kleinstädten, so u. a. in Neu York, Chikago und Hollywood, sind darüber befragt worden, welche Programme sie im Rundfunk am liebsten hörten und welche Darbietungen nach ihrer Meinung mehr in den Vordergrund gestellt werden müßten. Das Ergebnis dieser Umfrage ist außerordentlich interessant. An erster Stelle steht unter den Hörerwünschen das heitere Programm, das von den täglichen Sorgen ablenkt. Aber schon an zweiter Stelle rangiert ein Wunsch, der ein bezeichnendes Licht auf die gegenwärtigen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten wirft. Die Hörer wünschten: „Viel mehr Programme, in denen gute Ratschläge gegeben werden, wie man eine Stellung erlangen kann und wie man diese erhält."

Wir sind allerdings der Meinung, daß die mehr als zehn Millionen amerikanischen Erwerbslosen auch durch die besten Ratschläge nicht in Lohn und Brot gebracht werden können, sondern daß dazu Taten gehören. Wir haben ja immerhin einige Sachkunde auf diesem Gebiet sammeln können. Ein anderer Programmvorschlag: Wie wäre es, wenn die Gesellschaft einmal eine Reportage von den Arbeitsämtern in den, ach so unglücklichen, autoritären Staaten bringen würde? Im übrigen kommt in den weiteren Hörerwünschen der typisch amerikanische Geschmack zum Ausdrnck. Die meisten übrigen Hörerforderungen bezogen sich auf die verstärkte Sendung von Detektivgeschichten und abenteuerlichen Hörspielen. Großer Beliebtheit erfreuen sich übrigens auch praktische Ratschläge für die Hausfrau.



Leutnant Garvs Dritter im Modernen Fünfkampf.

Bei dem von Schweden, Finnland, Ungarn, der Schweiz und Deutschland beschickten Fünf-Länderkampf im Modernen Fünfkampf in Ljungbyhed-Schweden lag Leutnant Garvs-Deutschland (unser Bild) nach drei Uebungen mit 11 Punkten an der Spitze, bei der vierten Uebung, 300 Meter Kraulschwimmen, jedoch fiel er auf den dritten Platz zurück.

Schirner (M.)

Massenauftreten des Ameisenlöwen

Ameisentragödie im Elbsandsteingebirge.

Das Felsengebiet zwischen Böhmischer Mühle, Daubitz, Balzhütte und Kreibitz war ebenso wie die Sandsteinromantik in den benachbarten Elbebergen auf sächsischem Landesboden seit Menschengedenken ein Tummelplatz ungezählter Ameisenvölker. Diese Insekten fanden in dem Steingeröll und auf dem unterholzfreien sandigen Waldboden sowie in dem Wurzelwerk der Kiefern und Fichten ideale Lebensbedingungen für ihre großen Gemeinschaften, die sich überall kräftig entwickelten. Wer nun im heurigen Wandersommer einmal das oben umschriebene Stück nordböhmischer Wald- und Felsenheimat durchstreift hat, dem wird das fast völlige Fehlen dieser kleinen Plagegeister aufgefallen sein. Der Tourist kann sich hier, wo immer er mag, ins Waldgras strecken, ohne den Ruheplatz vorher nach den nächsten Ameisenhaufen absuchen zu müssen. Die Haufen sind wohl da, die Tierchen aber, die da immer zu Hunderten in geschäftiger Eile unterwegs waren, sie sind fast ausgestorben, und man muß lange forschen, ehe man eines von ihnen wahrnimmt.

Was ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung? Der aufmerksame Beobachter wird sie namentlich dann bald entdecken, wenn es ihm schon vorher einmal vergönnt war, in das geheimnisvolle Spiel des Ameisenlöwen einen Einblick zu gewinnen. Der Ameisenlöwe ist die asselartige Larve des libellenähnlichen Netzflüglers Ameisenjungfer. Sie wühlt im Wald- und Heidesand einen Trichter und lauert darin, an der Trichterspitze im Erdreich verborgen, auf Ameisen und andere Kleintiere. Fällt eines der Tierchen in den Trichter, dann ist es dem unappetitlichen Burschen unrettbar verfallen. Denn der verborgene Räuber spritzt mit seinen kräftigen Füßen den Sand so lange gegen seinen Gefangenen, bis dieser seine Versuche, an den Trichterwänden wieder hochzukommen und dem Schicksal noch einmal zu entrinnen, erschöpft einstellt und nun als sichere Beute in das unterirdische Nest des Peinigers hineingezogen und dort in kurzer Zeit mit Haut und Haaren verspeist wird. Hat die Larve das ihr von der Natur zugemessene Pensum an Ameisenleichen erledigt, dann verpuppt sie sich unterhalb ihrer Fallgrube in einer Hohlkugel aus Gespinst und Sand und entschlüpft nach kurzer Entwicklungszeit ihrem finsteren Kerker, um sich als gaukelnde Ameisenjungfer mit dem Aether zu vermählen und über den sonnenscheinumspielten Bergen und Tälern ihrer sandgebundenen Heimat ihre dunkle Vergangenheit zu vergessen und neue Raubbereiche zu ermitteln.

Die Mordgier des Ameisenlöwen kann überall beobachtet werden, wo sandiges Erdreich seine Ansiedlung begünstigt. Merkwürdig und erforschenswert ist aber die ungeheure Häufung, mit der er in diesem Jahr im Elbsandstein-, aber auch im Daubaer Gebiet in Erscheinung tritt. Als Einzelgänger mag er vielleicht Gutes gewirkt haben. In diesem Sommer aber sind ihm ganze Ameisenstaaten zum Opfer gefallen, und es konnte bisher nicht beobachtet werden, daß sich das kluge Völkchen der Ameisen seiner verheerenden Angriffe zu erwehren vermag. Ueberall in den genannten Gebieten trifft man die Fallgruben des Ameisenmörders in Massen an, ja um die Felsenwände in den Dittersbacher Waldrevieren haben die Räuber in genau abgemessenen Abständen von etwa 40 Zentitern auf weite Strecken doppelte Trichterlinien gezogen, und damit tatsächlich die Ausrottung ganzer Ameisensiedlungen erreicht.

Die dritten Zähne des Madiros Tatoian. Seit 50 Jahren lebt Madiros Tatoian schon in Kanada. Er hat dort das Alter von 108 Jahren erreicht, wenn von Anfang an richtig gezählt wurde. Aber selbst wenn einige Jahre nicht „da" sein sollten, so ist dieser Madiros doch ein Phänomen. Denn soeben konnte er seinem Zahnarzt mitteilen, daß seine Kieferschmerzen eine sehr einfache Ursache gehabt hätten — er habe neue Zähne bekommen. Das ist nun nicht das erstemal, sondern das drittemal, daß Tatoian nach den Milchzähnen sich eines neuen Gebisses erfreut. Er behauptet zwar, es komme vom Milchtrinken. Aber die Aerzte stehen auf dem Standpunkt, daß ohne eine sehr seltene Veranlagung dieser mehrfache Zahnwuchs nie aufgetreten wäre. Man kennt in der medizinischen Geschichte einige wenige Fälle, die immer Gegenstand eingehender Untersuchungen wurden. Denn es ist schon ein Ereignis, wenn in unserer Zeit der schlechten Zähne auf einmal jemand gleich eine dritte Garnitur bekommt.

Die Erbschaft aus Montreal

Von Edmund Bickel.

Keller hatte schon seit einer Weile gemerkt, daß es mir besser ging, deshalb besuchte er mich gestern zu Hause. In meiner Schreibmappe lag der Brief des Rechtsanwalts in Montreal, der mir mitgeteilt hatte, meine Tante Sidonie sei gestorben und hätte mir den Betrag von 6.000.00 Dollar hinterlassen. Die Amerikaner machen ja keinen Strich wie wir, sondern schreiben dafür zwei Nullen hinter die Summe. Ich hatte noch eine dazugemacht, und nun sah es aus, als hätte ich sechs Millionen Dollar geerbt!

Als ich ihn im Zimmer allein ließ, um in der Küche Teewasser zu kochen, wußte ich, daß er sofort alles durchschnüffeln und den Brief bestimmt finden und lesen würde. So war es auch. Als ich wieder ins Zimmer kam, hockte er am Sofa und war ganz grün.

Im Büro waren sie dann auf einmal merkwürdig freundlich zu mir. Der Chef, der mich vorher kaum kannte, gab mir schon zweimal seine schlappe Hand und erkundigte sich, wie es mir ginge. Er sucht nämlich schon lange einen Geldgeber und dachte jetzt wohl, auf ein paar hunderttausend käme es bei mir nicht an! Dem wollte ich auf alle Fälle die kalte Schulter zeigen.

Ich machte also meine Arbeit ruhig weiter und ließ die anderen phantasieren. Der Laufbursche war der erste, den die Kameraden vorschickten. Er wollte sich bei mir fünfhundert Mark leihen, um ein Motorrad zu kaufen. Das sei doch für mich eine Kleinigkeit! Ich sagte ihm, er sollte sich das Geld lieber sparen, worauf er wütend wegsauste. Dann kam die Buchhalterin, die ein Haus kaufen wollte, das so billig war, daß es eigentlich überhaupt nichts kostete. Vordem hatte sie ständig beim Chef gegen mich gehetzt, und dafür sollte ich ihr nun zehntausend Mark auf die dritte Hypothek leihen! Ich sagte nicht gleich nein, sondern versprach, es mir gelegentlich zu überlegen. Worauf sie ihre falschen Zähne fletschte, als hätte ich ihr das Geld schon gegeben. Keller kam natürlich auch. Er erinnerte mich an unsere alte Freundschaft, von der ich bisher nichts gemerkt hatte, und schlug mir vor, eine eigene Firma aufzumachen. Ich sagte: „Wozu soll ich ein Geschäft anfangen und mir Sorgen und Aerger aufladen?"

Das sah er ein und fragte: „Ja, wollen Sie denn nicht kündigen und austreten?" Ich lachte nur und erwiderte: „Einstweilen noch nicht."

Der Chef ließ mich in sein Privatbüro kommen. Als ich eintrat, nötigte er mich auf das Ledersofa und bot mir eine Zigarre an. Dann begann er: „Sie haben, wie ich höre, eine riesige Erbschaft gemacht und werden wohl Anlagemöglichkeiten suchen?"

„Na, so riesig ist meine Erbschaft nicht, und vorerst möchte ich mich nicht festlegen."

Seine Zigarre dampfte, und ich sah ihm an, daß er nachdachte, wie er mich weich machen könnte. „Sie sind jetzt fast zwei Jahre bei mir beschäftigt. Schon längst habe ich erkannt, daß Sie ein sehr brauchbarer und zuverlässiger Mitarbeiter sind, dem ich gern einen größeren Aufgabenkreis zuteilen möchte."

Darüber freute ich mich natürlich, bemerkte aber ganz sachlich: „Ich hatte bisher eher den Eindruck, als seien Sie nur teilweise zufrieden!"

Das nahm er als einen famosen Witz auf, schlug mir dröhnend auf die Schulter und lachte, als sei ich ein Komiker. „Menschenskind, haben Sie nie davon gehört, daß man sich als Chef so etwas niemals anmerken lassen darf?" Als Beweis dafür erzählte er mir eine lange Geschichte aus seiner Lehrzeit.

„Haben Sie es schon einmal anders versucht: durch Anerkennung die Leistungen zu steigern?" fragte ich dann.

„Hahaha, machen Sie das mal, junger Mann! Nee, nee, das ist mir zu modern. Da kommen wir auf keinen grünen Zweig!"

Worauf er weit ausholte, bei der Gründung der Firma anfing, von den schlechten Zeiten redete und mit einer Aufforderung, als Teilhaber in seine Firma einzutreten, schloß.

Ich sagte ihm, ein Entschluß sei mir noch nicht möglich; es seien mir so viele Angebote gemacht worden, daß ich erst Uebersicht gewinnen müßte.

„Wenn Sie einmal Urlaub nehmen wollen, dann selbstverständlich gern. Na, wir werden schon einig werden!" schloß er und tat, als hätte ich ihm das Geld schon gegeben.

Die Stimmung im Büro beruhigte sich, nachdem einige Wochen vergangen waren. Als der Chef einmal nicht im Büro war, unterhielten wir uns über die „Duplizität der Fälle", und Keller, der gern von dem erzählt, was er irgendwo gelesen hat, meinte, es müßte eigentlich noch so ein Glücksfall wie meiner bei uns eintreten. Er führte verschiedene Ereignisse an, und er mochte recht haben. Ich für mein Teil glaubte ja nicht, daß ich noch eine Erbschaft machen würde, zumal ich auch mit dieser eigentlich nicht gerechnet hatte.

So lebten wir unser Büroleben weiter, und wenn die Arbeitszeit vorbei war, ging jeder wieder seiner Wege. Keller hatte es offenbar aufgegeben, mich besuchen zu wollen, und die Pumpversuche hatten auch nachgelassen. Auch der Chef dämmte seine Liebenswürdigkeit wieder etwas, behandelte mich aber immer noch höflicher als früher.

Eines Nachmittags trat ein neues Ereignis ein. Der Chef ließ mich wieder in sein Privatbüro rufen, setzte sich aber nicht zu mir auf das Ledersofa und war merkwürdig ironisch, als er mich zum Sitzen aufforderte.

„Sie sind ja ein merkwürdiger Zeitgenosse! Sagen Sie mal, was haben Sie eigentlich da vorgehabt? Sie haben doch angeblich sechs Millionen Dollar geerbt, und ich habe Ihnen darauf eine Teilhaberschaft in meiner Firma angeboten. Glücklicherweise habe ich mich aber über Sie und Ihre Verhältnisse eingehend erkundigt und habe zu meinem großen Erstaunen erfahren, daß Sie nicht sechs Millionen, sondern sechstausend Dollar geerbt haben." Und plötzlich brüllte er mich an: „Wie kommen Sie dazu, mir ein derartiges Theater vorzumachen?!"

Im ersten Augenblick war ich allerdings etwas platt, erwiderte ihm aber ruhig: „Das dürfte wohl darauf beruhen, daß Sie geglaubt haben, was Ihnen erzählt wurde. Ich für mein Teil habe immer die Wahrheit gesagt, und als Sie mich nach meiner riesigen Erbschaft fragten, habe ich das auch bestritten. Wenn Sie falschen Nachrichten aufgesessen sind, dann ist das ja schließlich Ihre Sache. Sie hätten mich ja nur einmal zu fragen brauchen, wieviel ich geerbt habe!"

Darauf schwieg er, dachte nach und sagte kurz: „Schon gut, gehen Sie an Ihre Arbeit."

Noch vor Büroschluß wußten es die anderen, und es trat das ein, was ich seit einiger Zeit erwartete. Die einen verspotteten mich, und die anderen schwiegen und beneideten mich vermutlich um die sechstausend Dollar, die sie ja auch nicht hatten.

Wieder verging einige Zeit der Ruhe. Wir machten unsere Arbeit, und die Firma gewöhnte sich daran, daß ich kein Dollarmillionär war. Der Chef war aber der einzige, der mir das nicht verzeihen konnte oder, besser gesagt, der sich nicht verzeihen konnte, daß er einem Gerücht aufgesessen war.

Der Chef schien arge Geldsorgen zu haben; sie wirkten sich in der Weise aus, daß er immer ungenießbarer wurde und daß er mich allmählich zu hassen begann. Wenn es so weiterging, wollte ich ihm doch eines Tages den Krempel hinschmeißen, denn es gab ja auch noch andere Möglichkeiten, um das bißchen nötige Geld in Ruhe zu verdienen.

Heute morgen explodierte der Chef, ich glaube, weil ihm ein Wechsel geplatzt war. Na, das konnte auch bei anderen Firmen mal vorkommen. Aber daß ausgerechnet ich ihm über den Verbleib eines Schriftstückes keine Auskunft geben konnte, brachte ihn in so maßlose Wut, daß er sich sogar zu Schimpfworten verstieg.

Ich lachte ihm glatt ins Gesicht. Hatte ja auch einen Grund dazu. Er brüllte: „Machen Sie, daß Sie rauskommen! Sie sind entlassen!!"

Ich sagte: „Gut, ich bin einverstanden. Aber gestatten Sie, daß ich Ihnen noch eine ganz kurze Mitteilung mache."

Ich kramte in meiner Brieftasche und holte die Ziehungsliste heraus, die ich mir am Morgen, ehe ich ins Büro ging, besorgt hatte, und dazu zeigte ich ihm das Los, auf das ich hunderttausend Mark gewonnen hatte.

Er sagte kein Wort, griff sich bloß an den Kopf und stöhnte. Niemals werde ich sein Gesicht vergessen!

Heute abend geht mein Zug nach Italien.

Die Perle von Lux Ree

Die Geschichte einer Liebe von Werner Jörg Lüddecke

Es war auf Lux Ree, einer kleinen Insel, die dem australischen Festland vorgelagert ist, wo ich Terry kennenlernte — kurz bevor sich die Sache mit der Perle für Gwen ereignete. Damals war er der einzige weiße Taucher in den Bänken, in denen nur Japaner, Koreaner und ein paar Maoris arbeiteten.

Er war nicht sonderlich beliebt, denn er hatte geradezu sprichwörtliches Glück. Kam einer von den Japanern mit einer Hundertpfundperle nach oben, so brachte Terry bestimmt wenig später eine, die gut und gern ihre zweihundert Pfund wert war. Tauchten die Leute eines Fangbootes an einem Tage sechs oder acht überdurchschnittliche Perlen — Terry brachte bestimmt das Doppelte. Dennoch hatte er eigentlich nie viel Geld. Er verstand sich eben nicht aufs Sparen. Mein Gott, er war einer von den Burschen, die an allen Küsten der Welt zu Hause sind. In Schanghai, Vancouver, Hamburg und Kapstadt. Er war Mixer, Trimmer, Vertreter, Preisboxer oder Agent und sprach wohl ein gutes halbes Dutzend Sprachen.

Zu der Zeit nun, in der wir uns kennenlernten, war er Taucher in den australischen Perlenbänken. Wir nahmen abends regelmäßig einen Drink und unterhielten uns über Walfang am Südpol etwa — oder über Loretta aus der Chihuahua-Bar in Tampico. Dann fuhr ich eines Tages für längere Zeit fort. Ich hatte Geschäfte in Freemantle drüben am Festland. Als ich nach zwei oder drei Monaten zurückkehrte, war Terry nicht mehr da. Ich fragte, wo er hin sei. Der Mann, den ich fragte — es war Frank Gloster, der Unternehmer, für den Terry gearbeitet hatte — machte eine unbestimmte Bewegung. Und dann — nach dem zehnten oder zwölften Whisky — erzählte er mir die Geschichte von der Perle für Gwen. Ganz genau war er wohl auch nicht informiert, ich habe manches aus der Phantasie ergänzen müssen, aber ungefähr mag sich die Sache wohl so zugetragen haben:

Gwen Bensburry war die Tochter eines großen amerikanischen Oelmannes. Sie reiste, so wie eben junge und etwas exzentrische Damen zu reisen pflegen, die nicht wissen, wie sie die Zeit und das Geld kleinkriegen sollen. Da tauchte sie nun mit einem Schwarm von Verehrern auf Lux Ree auf, um die Perlenfischer arbeiten zu sehen. Sie war nicht einmal besonders schön, aber sie hatte eine wundervolle Altstimme und das bezauberndste Lachen der Welt. Terry bekam sie in sein Boot. Er tauchte an diesem Tage tiefer und länger als sonst und holte auch vier sehr schöne Perlen herauf. Gwen lud ihn für den Abend ins Hotel zum Essen. Sie saßen sich gegenüber und sprachen kaum. Sie sahen sich nur immerzu an und lächelten zuweilen.

Zeichnung: Harder — M.

Gwen stieß einen Ruf des Entzückens aus: „Oh, wie ist sie wundervoll!"

Später, als es schon Nacht war, gingen sie Arm in Arm am Strand entlang. Der große, blonde Terry und das schlanke Mädchen aus New York. Die Bucht lag still und verlassen. Es war keins der Boote draußen geblieben, weil am anderen Tage ein Feiertag war. „Perlen sind Tränen", sagte Terry. „Sie bringen kein Glück!"

Gwen legte ihren Kopf gegen seine Schulter. „Ich liebe Perlen", sagte sie. „Ich möchte wohl eine haben, die schöner ist als alle Perlen der Welt!"

Dann küßten sie sich. Als sie sich trennten, sagte Terry: „Ich werde eine Perle finden, die deiner würdig ist. Ich kenne eine Stelle, an der sonst niemand zu tauchen pflegt."

Aber daß es an dieser Stelle von Haien wimmelte, sagte er nicht. Gwen Bensburry fuhr am anderen Tage zum Festland, um mit Freunden einige Ausflüge zu machen. Terry arbeitete wieder in den Bänken. Sein Boot lag an jener Stelle, die wegen der Haie in Verruf gekommen war. Er lachte, als Gloster ihm Vorwürfe machte.

Nur mit einem schmalen Messer bewaffnet, tauchte er in große Tiefen. Und er hatte Glück. Eines Morgens fand er eine Perle von unsagbarer Schönheit. Eigenhändig löste er sie aus der Schale und trug sie zu seinem Unternehmer.

„Wie hoch ist mein Konto für die letzten zwei Wochen, Frank?" fragte er.

Frank Gloster rechnete nach. „Neunhundert Pfund, Terry, ein Rekordverdienst!"

„Schön — und wie hoch ist der Preis dieser Perle?"

Der Mann wiegte den Kopf. „Du willst sie kaufen? Well — für dich ist sie natürlich billiger. Fünfzehnhundert Pfund. Du magst den Rest abarbeiten, du bist mir ja sicher."

Terry kaufte ein schönes, ledernes Etui, legte die Perle hinein und fuhr zum Festland hinüber, nach Westtown, wo Gwen Bensburry sich jetzt aufhielt. Er ließ sich bei ihr melden und wartete in der Hotelhalle. Er wartete zwei Stunden voll fieberhafter Spannung. Endlich kam sie. Sie war in Begleitung eines jungen, eleganten Herrn.

„Oh, Terry", rief sie mit gespieltem Erschrecken. „Ich hatte dich ganz vergessen. Dick, das ist der Taucher, von dem ich dir erzählte. Oder sprach ich noch nicht von ihm? Und das ist Dick Devery."

Terry verbeugte sich kühl. Es entstand eine kleine, peinliche Pause. Schließlich sagte Gwen: „Nun, was bringen Sie uns Schönes, mein Lieber?"

Der Taucher griff in die Tasche und zog das Etui mit der Perle hervor. Gwen stieß einen Ruf des Entzückens aus. „Oh, wie ist sie wundervoll! Sieh nur, Dick, dieser Glanz! Diese Form!"

Der junge Mann lächelte. „Du magst sie gern? In Ordnung, Darling, du sollst sie haben. Was kostet sie, Mr. Terry?" Er zog seine Brieftasche, während ihn das Mädchen stürmisch umarmte.

„Sie können diese Perle nicht kaufen", sagte Terry steif. Dick Devery wehrte mächtig ab. „Ich zahle jeden Preis! Die Perle ist wirklich sehr schön, nicht wahr, Darling?" Einen flüchtigen Augenblick runzelte Gwen die Stirn. „Ja, Sie müssen wissen, Mister Terry — wir haben uns verlobt", sagte sie verlegen.

Terry, der Perlentaucher, erhob sich. „Da kann man ja gratulieren", sagte er langsam. Dan wandte er sich um und ging grußlos hinaus.

Es war spät in der Nacht, als er auf Lux Ree ankam. Er ging zur Bucht, nahm ein Boot und ruderte zu den Bänken hinaus. Als er an der Stelle angekommen war, an der er dem Meer die schönste Perle entrissen hatte, die man seit Jahrzehnten auf Lux Ree sah, zog er die Riemen ein und ließ sein Boot treiben. In seiner geöffneten Hand lag die Perle.

Stunden verharrte er so. Dann, als der Morgen zu grauen begann und am Strande die ersten Austernlugger der Japaner losmachten, ließ er die Hand über den Bootsrand gleiten. Es gab einen winzigen Spritzer, dann war die Perle versunken. Terry ruderte an Land zurück und ging zu seinem Unternehmer.

„Ich kann nicht mehr arbeiten", sagte er. „Ich brauche mal wieder eine andere Arbeit. Eine, die nichts mit Perlen zu tun hat. Perlen sind Tränen. Sie bringen Unglück!"

Es dauerte eine Zeit, bis Frank Gloster die Geschichte aus Terry herausgeholt hatte; aber als er alles wußte, nickte er ein paarmal und klopfte ihm begütigend auf die Schulter. „Hat es dich auch einmal erwischt, Terry? Tut mir leid. Na, so etwas vergißt sich mit der Zeit! Aber du hast recht. Du schuldest mir nun noch ein paar hundert Pfund. Die Sache muß natürlich in Ordnung gebracht werden. Irgendwann mußt du nochmal hier vorbeikommen und die Sache glattmachen. Wann — das überlasse ich dir. Meinetwegen in zehn Jahren — oder in zwanzig . . ."

Terry ist dann an den Hafen gegangen. Es lag eben ein Schoner da, der nach Chinasee wollte. Mit dem fuhr er ab. —

Ich habe nicht geglaubt, daß ich ihn nochmal in diesem Leben wiedersehen würde. Doch die Welt ist voller seltsamer Zufälle. Als ich Jahre später in Rio auf dem Strand lag, weil die Sache mit Anita mein letztes Geld und meinen gesunden Verstand gekostet hatte, traf ich eines Tages Terry, der eben von einem Chilenen abgemustert hatte. Er hörte sich meine Geschichte mit an.

„So etwas ist bitter, mein Junge", sagte er. „Ich kenne das, denn ich war einmal unten in den australischen Bänken. — Ach, Quatsch! Komm her, ich habe eine fabelhafte Stellung für dich!"

Zwei Tage später liefen wir aus Rio aus. Wir fuhren unter der Flagge von Panama die Westindientour und hatten feine Tage.

Hütet die Ernte vor Feuer und Brand — Wer die Ernte schützt, schützt das Vaterland!

5x Alles auf eine Karte

• WIKINGER-TATEN UNSERER ZEIT • ES LOCKT DAS GROSSE ABENTEUER • VON HANS SIERAU •

(4. Fortsetzung und Schluß.)

Jetzt hieß es, mit Argusaugen aufpassen, denn bei den Indios sitzen Messer und Revolver recht locker im Gürtel. In einem günstigen Augenblick sprang Tschiffely aus dem einsamen Haus ins Freie, schwang sich in den Sattel und galoppierte davon. Das Pech wollte es, daß er sich verirrte und von den Verfolgern eingeholt wurde. Schon schien es ihm, als würde es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen — aber zum Glück waren die Indios so betrunken, daß sie sich kaum noch auf ihren Pferden zu halten vermochten und von ihm ablassen mußten.

Lob der Kreolenpferde

Mehr als einmal glaubte Tschiffely, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe. Besonders schlimm war es, als er die vereiste Riesenmauer der Anden passierte. In einer Höhe von fast 5000 Meter peitschte ein eisiger Schneesturm über den kaum noch erkennbaren Weg. Pferde und Reiter waren zu Tode erschöpft — und dazu kam noch das erdrückende Bewußtsein, daß man sich mutterseelenallein in diesem fürchterlichen Aufruhr der Elemente befand! Wer weiß, wie es dem mutigen Schulmeister ergangen wäre, wenn ihm nicht ein kleiner Floh über diese schlimme Situation hinweggeholfen hätte . . .

Die furchtbare Kälte hatte ihn in einen dämmerartigen Zustand versetzt, wie er Menschen oft vor dem Erfrieren befällt. Er träumte von einer warmen Stube und heißem Grog . . . Plötzlich verspürte er unter dem Hemd einen Stich, dann noch einen zweiten — das war zweifellos ein Floh, der sich unbekümmert um die Verzweiflung des „Ernährers" seinen Tribut holte. Den Reiter packte die Wut; er knöpfte Pelz, Jacke und Hemd auf und begann mitten im Schneesturm, den lästigen Floh zu jagen . . . Auch der Quälgeist schien aber unter der plötzlichen Kälte seine Beweglichkeit verloren zu haben, denn er ließ sich bald erwischen. Nun hatte ihn der geplagte Schulmeister zwischen den Fingern. Und seltsam — in diesem Augenblick ergriff ihn ein Gefühl der Rührung über den armen Floh. Sein gutes Herz ließ es einfach nicht zu, daß er der einzigen lebenden Seele, die ihm hier inmitten von Felsen, Schnee und Eis begegnete, das Lebenslicht ausblies. Und so steckte er das Tierchen wieder unter das Hemd, damit es in der Kälte nicht erfriere . . . Sein Mitleid wurde belohnt, denn durch den Zwischenfall war Tschiffely aus seiner Apathie erwacht, so daß er besser auf den Weg achtete und schließlich wohlbehalten die nächste Unterkunft erreichte.

Es würde zu weit führen, alle Abenteuer aufzuzählen, die A. T. Tschiffely während seiner zweieinhalbjährigen Reittour erlebt hat. Hunger und Durst, Hitze und Moskitos, Angst vor Menschen und Sehnsucht nach einem lebenden Wesen wechselten in bunter Folge. Aber schließlich traf er doch glücklich und wohlbehalten in Washington ein. Die letzte Phase seines Distanzrittes, der Weg über die endlosen, betonierten Autostraßen Amerikas, war für ihn übrigens keineswegs der gefahrloseste. Tschiffely und seine treuen Begleiter könnten von der Rücksichtslosigkeit der amerikanischen Automobilfahrer manches Lied singen . . .

Neben einer reichen Fülle von Abenteuern und neuen Erlebnissen brachte dieser Zehntausendmeilenritt dem ehemaligen Schulmeister noch eine wertvolle Erkenntnis: daß die Kreolenpferde es in punkto Leistungsfähigkeit mit den besten Rassen der Welt aufnehmen können, und daß er in den beiden Gefährten seines Rittes die treuesten Freunde gefunden hatte!

Kapitän Romers phantastische Fahrt

Das ergreifendste Schicksal und die vielleicht bewundernswerteste Leistung unter diesen modernen Wikingern hat der junge deutsche Seefahrer Kapitän Romer zu verzeichnen. 29 Jahre zählte dieser Mann, als er sich im Frühjahr 1928 aufmachte, um von Lissabon aus im Faltboot über den Ozean zu segeln. Man bedenke: in einem schmalen Klepperboot von sechseinhalb Meter Länge und einem Meter Breite.

Seine Ausrüstung: einige Lufttanks und Kenterschläuche, die einigermaßen die Stabilität des Bootes sichern sollten, zwei Segel mit einer Fläche von etwa vier Quadratmeter, ein Treibanker und einige primitive Navigationsinstrumente. Dazu 500 Konservenbüchsen, 120 Liter Trinkwasser und ein alter Browning. Mit dem letzteren wollte er Haifische schießen, falls sie ihn angreifen sollten.

Alte Seeleute hielten dieses Unternehmen für glatten Wahnsinn, aber Romer traute sich die Fähigkeiten zu seiner Durchführung zu. Seit seinem 16. Lebensjahre fuhr er zur See. Zuerst als Schiffsjunge, dann als Matrose, dann als Steuermann und Kapitän. In Diensten der Hapag fuhr er als 3. Offizier auf dem Passagierdampfer „Albert Ballin". Insgesamt legte er auf allen möglichen Schiffen und in allen erdenklichen Weltgegenden eine Viertelmillion Seemeilen zurück. Dann verließ er den Dienst, um den langgehegten Traum einer Faltbootfahrt über den Atlantik zu verwirklichen.

Der erste Startversuch endet mit einem glatten Fehlschlag. Am 18. April sticht das winzige Boot am Kap Sanct Vincent zum zweitenmal in See, mit dem Kurs auf die Kanarischen Inseln. Und nun beginnt eine Reise, die in der ganzen modernen Seeschiffahrt ihresgleichen sucht.

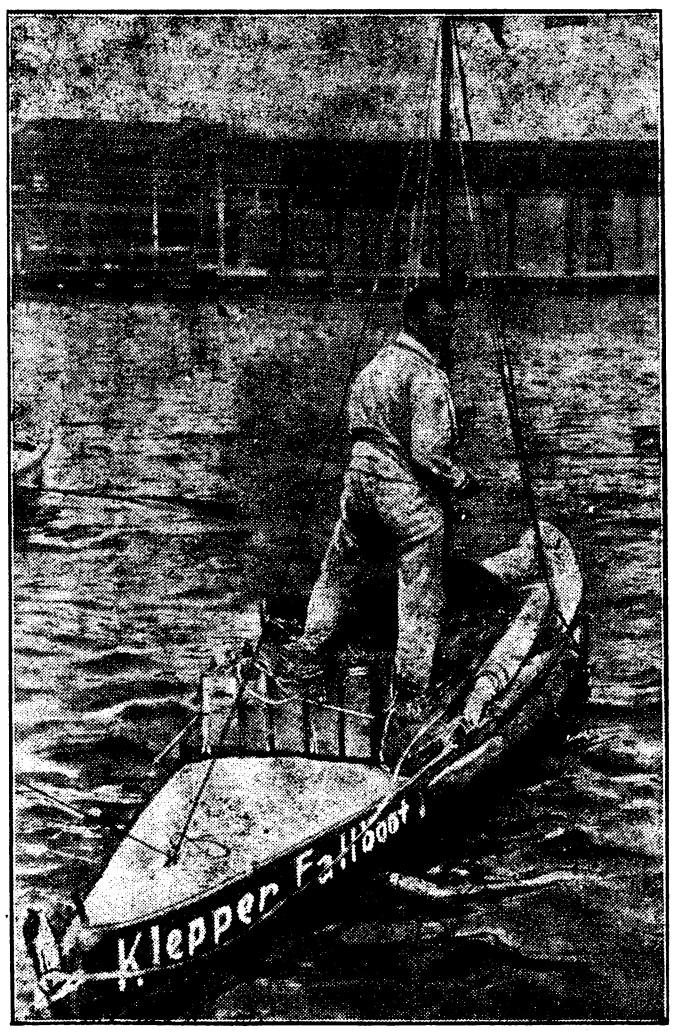
Die Natur hat sich nun einmal gegen den jungen Abenteuerer verschworen. Einige Stunden nach seinem Aufbruch packt ihn auf hoher See ein heftiger Sturm. Tag und Nacht tanzt das winzige Fahrzeug auf den Wellenkämmen. Romer kämpft wie ein Verzweifelter gegen die Gewalt des Sturmes. Drei Tage lang kommt er weder zum Schlafen noch zum Essen. Die tolle Fahrt macht auch ihn, den „alten" Seebären, seekrank: aber er darf trotzdem das Steuer nicht aus der Hand lassen.

Am dritten Tage steigert sich der Sturm zur höchsten Gewalt. Das Boot wird manövrierunfähig, und es scheint nur eine Frage von Minuten, wann es sich mit Wasser füllt und absackt. Sturzseen rauben Romer fast die Besinnung, aber er kämpft, kämpft bis zum letzten Atemzug.

Schlaf im tobenden Orkan

Fünf Tage und fünf Nächte sind in ununterbrochenem Kampf gegen die Elemente vergangen. An Schlafen und Essen war in diesen kritischen Stunden nicht zu denken. Romer konnte einfach nicht mehr. Es war ihm gleich, ob er jetzt untergehen oder weitertreiben würde — er mußte schlafen. Er warf den Treibanker aus, kroch unter die Spritzdecke und legte sich mitten im tobenden Sturm schlafen!

Um ein Haar hätte er dieses tolle Stückchen mit dem Leben bezahlt. Es verging keine Stunde, und die Sturzsee hatte die Spritzdecke zerrissen und den Treibanker mitgenommen. Das Boot füllte sich mit Wasser. Jetzt war der unglückliche Seefahrer sehr rasch munter. Ein anderer hätte sich in dieser hoffnungslosen Lage vielleicht in sein Schicksal ergeben. Aber Romer war nicht der Mann, der sich so leicht geschlagen gab. Er ergriff eine leere Konservenbüchse und begann, das Wasser auszuschöpfen. Eine Danaidenarbeit, denn das offene Boot füllte sich immer wieder mit Wasser. 24 Stunden lang wiederholte sich dieses grausige Spiel. Dann ließ der Sturm endlich nach, und Romer stürzte sich mit Heißhunger über die erste Konservenbüchse, die ihm unter die Hand kam. Endlich, endlich konnte er einige Bissen verzehren.



Aufnahme: Scherl — M.

Romer vor seiner Ausreise.

Aber noch immer nehmen die Leiden kein Ende. Die See ist nach wie vor unruhig, Schlaf und Ruhe scheinen nur noch ein Märchen zu sein. Uebermenschliche Willenskraft gehört dazu, in diesem ewigen Kampf gegen Müdigkeit und lauernden Tod nicht zu unterliegen.

Dann kommen die ersten Anzeichen, die auf nahes Land deuten. Die Kanarischen Inseln sind in der Nähe . . . In der Nacht vernimmt Romer plötzlich eine warnende Stimme: „Südwärts steuern!" Kein Fahrzeug ist in der Umgebung. Wer hat ihm diese Warnung zugerufen? Romer konnte es niemals sagen, vermutlich waren es seine überwachen Sinne, die ihn mit spukhaftem Trug genarrt haben. Aber die Warnung kam im richtigen Augenblick, denn am nächsten Morgen sah der Kapitän, daß er dadurch dem Räderwerk einer mächtigen Mühle entgangen war, in dem er einen furchtbaren Tod gefunden hätte.

An diesem Tage landet Romer in einem kleinen Hafen der Kanarischen Inseln. Die Kanarier glauben bei seinem Anblick, daß ein Gespenst aus dem Meere steigt. Er kann sich kaum noch auf den Füßen halten. Eine schwere Erkrankung wirft ihn in den nächsten Tagen aufs Lager. Und dabei liegt noch der größere Teil seiner Strecke vor ihm! Nach einigen Wochen ist er endlich wiederhergestellt. Die Schrecken dieser ersten Fahrt sind ihm noch immer gegenwärtig, aber sie vermögen ihn nicht davon abzuhalten, den zweiten Teil seines Planes zur Ausführung zu bringen. Das Boot ist von Seetang und Muscheln gereinigt, überholt und tanzt wieder lustig auf den Wellen. Wieder empfängt ihn die unendliche Weite des Ozeans.

Kampf mit den Haifischen

Ruhige Tage wechseln mit Sturm und Gewitter ab, Seepflanzen wuchern üppig am Kiel und an den Wänden des Bootes und erschweren das Fortkommen. Den größten Teil der Fahrt hindurch sitzt Romer im Wasser. Das Manövrieren nimmt seine ganzen Kräfte in Anspruch, er kommt nicht dazu, das Wasser auszuschöpfen. Sein Körper ist am Gefäß und an den Oberschenkeln mit schmerzhaften Wunden bedeckt, die in der Salzlake höllisch brennen. Der Petroleumkocher explodiert und muß ins Wasser geworfen werden, da er das Boot in Brand zu setzen droht. Der Fahrer kann nur noch rohe Konserven essen. Sie werden ihm allmählich so über, daß er lieber hungert. Dazu ist das Wasser völlig ungenießbar geworden. Skorbutsymptome stellen sich ein.

Und inzwischen gibt es noch Abenteuer anderer Art zu bestehen. Die Delphine, die um das Boot flitzen, bilden eine ständige Gefahr, und eines Tages ist auch ein Schwarm von Haifischen da, eine Mutter mit drei Jungen. Sie versuchen, das Boot von unten zum Kentern zu bringen. Da sie zu tief durchschwimmen, gleitet das Boot noch über ihren Rücken hinweg. Aber seinen Insassen überläuft es kalt und heiß. Die alte Bestie, die eine Länge von gut sieben Meter hat, bringt durch einen gewaltigen Rammstoß das Boot beinahe zum Kentern. In seiner Verzweiflung packt Romer eine Flaggenstange und schlägt nach dem Raubfisch. In diesem Augenblick entfaltet sich ein buntes Sternenbanner. Die Haifische bekommen vor dem seltsamen Ding Angst und nehmen Reißaus.

Weiter geht die qualvolle Fahrt. Romer verliert seinen Tropenhelm und ist nun schutzlos der furchtbaren Sonnenglut preisgegeben. Sein Kopf schmerzt zum Zerspringen. Er fiebert, Schreckvisionen peinigen ihn. Einmal sieht er neben seinem Boot ein Totenschiff, und über die Reling beugen sich zu ihm lauter bekannte Gesichter herab. Gesichter von Menschen, die er seit langem tot weiß . . .

50 Tage dauert diese grauenvolle Fahrt, dieser nicht endenwollende Kampf eines einzelnen gegen die erdrükkende Gewalt der Natur. Am 38. Tag seiner Reise trifft Romer zum Glück einen Dampfer, der ihm frische Konserven, einen Spirituskocher und frisches Wasser schenkt. Die Einladung, den Rest seiner Reise auf dem Dampfer zurückzulegen, lehnt Romer ab, obgleich ihm nicht gerade herrlich zumute ist. Wehmütig denkt er daran, daß er bald vielleicht auf der Strecke bleiben würde.

Am 30. Juli 1928 geht Romer auf der Antilleninsel St. Thomas an Land. Mit seinem hageren Gesicht, dem wirren Bart und der zerfetzten Kleidung sieht er wie ein Gespenst der Meere aus. Aber als man endlich begriffen hat, daß dieser Mann in seiner Nußschale den Atlantischen Ozean bezwungen hat, bricht ein unendlicher Jubel los. Man feiert ihn wie einen Nationalhelden; der amerikanische Gouverneur heftet ihm persönlich die Tapferkeitsmedaille an die Brust. Es gibt Ehrungen auf Ehrungen, und die Weltpresse verbreitet seinen Ruhm über alle Kontinente.

Heldentod ohne Zeugen

Romers eigentliche Aufgabe ist erfüllt. Er hat den Ozean durchquert. Nun will er noch mit seinem Boot nach New York. Aber die See ist in diesen Gegenden sehr tückisch, die Herbststürme stehen bevor. Er will sich einen Hilfsmotor und einen Kurzwellenempfänger, der ihn vor Wetterumschlägen warnen sollte, anschaffen. Mit dem Motor klappt es, aber die Sache mit dem Empfänger zieht sich lange hin. Er muß eine Einwilligung aus Deutschland haben, und diese läßt auf sich warten. Im September reißt ihm endlich die Geduld, und er setzt seine Fahrt fort — ohne Empfangsapparat. Seine Stimmung ist gedrückt, und Todesahnungen quälen ihn.

In Amerika wartet man auf seine Ankunft. In Deutschland, das von seiner wunderbaren Leistung weniger Notiz nimmt als Amerika, werden seine Freunde unruhig. Keine Nachricht von Romer . . . Noch wissen sie nicht, daß der tapfere junge Seefahrer inzwischen schon längst in der Tiefe des Ozeans ruht. Er ist von dieser letzten Fahrt niemals zurückgekehrt.

Vermutlich hat er mit seinem kleinen Faltboot in dem furchtbaren Sturm, der in der Nacht vom 13. zum 14. September in diesen Gewässern wütete, seinen Untergang gefunden. Und damit ist der Welt und dem deutschen Volke eine der prächtigsten und männlichsten Gestalten unserer Zeit entrissen worden, ein Held, dessen Tat an Zähigkeit und Willensleistung von keinem anderen überboten wurde.

— Ende. —

Unglück des Philosophen

Ein französischer Bankier hatte im Jahre 1790 bei der Regierung um die Erlaubnis zur Gründung einer Lebensversicherungsgesellschaft nachgesucht. Mirabeau, der große Redner der Kammer, nahm sich des Projekts an und verteidigte es mit der ganzen Glut seiner Beredsamkeit.

„Eine derartige Anstalt wird," so rief er aus, „die besitzlosen Klassen der Bevölkerung beständig an die in der Sparsamkeit liegende Selbsthilfe erinnern und denselben die Freude am Sparen, dessen Wohltaten, ja ich möchte sagen, dessen Wunder lehren. Ich möchte die Sparsamkeit geradezu die zweite Vorsehung der Menschheit nennen. Die Natur wird durch fortwährende Wiedererzeugung fortgepflanzt, durch Genuß zerstört. So ist es auch mit den wirtschaftlichen Werten des Menschen. Wer zweifelt daran, daß die in der Vollkraft des Lebens geleistete Arbeit des Mannes ihn im Alter ernähren könne? Da die unterstützungsbedürftige Armut bei den reichsten Völkern fast genau dieselbe ist wie bei den wenig besitzenden, so folgt, daß ihre wahre Ursache nicht in der Ungleichheit der Besitzverteilung liegt, sondern in dem Mangel jeglicher Vorsorge für die Zukunft."

Beim Verlassen des Parlaments sprach Robespierre den Redner an: „Dieser Hymnus auf die Sparsamkeit aus Ihrem Munde, Graf Mirabeau," sagte der Jakobiner ironisch, „dürfte Ihre Gläubiger in einen Taumel des Entzückens gesetzt haben." Denn es war allgemein bekannt, daß Mirabeau bis über beide Ohren verschuldet war.

Mirabeau blieb stehen und sah seinen Gegner lange ernst an. „Mein Herr," sagte er dann gemessen, „Sie scheinen sich zu wenig mit der Philosophie zu beschäftigen, denn sonst würden Sie eines wissen: Es ist das Unglück fast aller Philosophen, daß sie nur für andere weise sind."

Sprach's, und ließ den verdutzten Robespierre stehen.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 31. August 1939.

Wir sind deshalb so selbstsicher, weil wir stark sind, und wir sind stark, weil wir geschlossen sind und weil wir außerdem sehend sind.

Adolf Hitler.

2. September.

1853: Der Chemiker Wilhelm Ostwald in Riga geb. (gest. 1932) — 1857: Der Maler und Radierer Karl Stauffer-Bern in Trübschachen geb. (gest. 1891) — 1870: Gefangennahme Napoleons III. und Kapitulation von Sedan — 1914 (bis 3.): Sieg des Deutschen Kronprinzen bei Varennes-en-Argonne — 1933: Parteitag des Sieges.

Sonne: A.: 5.10, U.: 18.48; Mond: U.: 8.55, A.: 19.47.

Wer körperlich und geistig nicht gesund und würdig ist, darf sein Leid nicht im Körper seines Kindes verewigen.

Adolf Hitler.

3. September.

70: Titus erobert und zerstört Jerusalem. — 1814: Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen. — 1888: Der Dichter Hans Friedrich Blunck in Altona. — 1914: Deutsche Kavallerie vor Paris. — 1917: Einnahme von Riga durch die Deutschen unter General v. Hutier.

Sonne: A.: 5.12, U.: 18.46; Mond: U.: 10.01, A.: 20.14.

Einzelfragen der Bezugsscheinpflicht

Durch eine Bekanntmachung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft werden eine Reihe weiterer Einzelfragen der Bezugsscheinpflicht erläutert. Im Mittelpunkt dieser Erläuterungen stehen die Mitteilungen über die Gültigkeit der einzelnen Abschnitte der Ausweiskarten.

Wann gelten die Ausweisabschnitte?

Es gelten für die gegenwärtig laufende Woche vom 28. August bis 3. September die folgenden Abschnitte:

Fleisch oder Fleischwaren: Abschnitte 1, 2 und 3.
Milch: Abschnitt 1.
Milcherzeugnisse, Oele und Fette: Abschnitte 1 und 2.
Käse oder Frischquark (die dafür geltenden Abschnitte tragen die Aufschrift „Eier"): Abschnitt 1.

Kundenliste für Fleisch, Milch, Fett

Eine wichtige Verfügung ist insofern getroffen worden, als die Verteilungsstellen (Lebensmitteleinzelhändler, Fleischer) eine Kundenliste anzulegen haben, und zwar:

1. für Fleisch und Fleischwaren;
2. für Milch;
3. für Milcherzeugnisse, Oele, Fette.

Die Verteilungsstellen, die schon jetzt eine Kundenliste für Butter führen, können diese Liste auf Margarine, Speiseöl und Käse ausdehnen. Falls sie auch Schmalz und Speck führen, können sie die Butterkundenliste auch auf diese Waren ausdehnen. Die Anlegung von Kundenlisten für andere Lebensmittel ist nicht erforderlich. Die Verbraucher können sich für die bezeichneten Lebensmittel bei verschiedenen Verteilungsstellen in die Kundenlisten eintragen lassen. So können sich z. B. von einer vierköpfigen Familie sämtliche Familienmitglieder zur Deckung des Butterbedarfs bei einem Butterhändler, zwei Familienmitglieder für Margarine und Speiseöl bei einem Lebensmittelkaufmann und die beiden weiteren Familienmitglieder für Schmalz und Speck bei einem Fleischer eintragen lassen.

Was erhält man auf einen Abschnitt?

Fleisch:

Auf die mit „Fleisch oder Fleischwaren" bezeichneten Abschnitte mit den Zahlen 3, 6, 9, 12 sind je 200 Gramm Fleisch oder Fleischwaren (auch in Konserven) abzugeben, auf die übrigen Abschnitte je 250 Gramm. Durch diese Bestimmung soll das Auswiegen bei den Fleischern erleichtert werden. An welchen Tagen der Woche die verschiedenen Abschnitte benutzt werden, bleibt den Verbrauchern überlassen.

Milch:

Auf jeden Abschnitt, der mit „Milch" bezeichnet ist, können bis zu 1½ Liter Vollmilch wöchentlich abgegeben werden. Auch diese Regelung dient der praktischen Durchführung der für Vollmilch angeordneten Bezugsscheinpflicht mit der vorgeschriebenen Höchstmenge von 0,2 Liter je Kopf und Tag. Die Milchabschnitte der Ausweiskarte sind von der Verteilungsstelle am Anfang jeder Woche abzutrennen. Auf Wunsch des Verbrauchers können an Stelle von Vollmilch die gleichen Mengen an Joghurt, Kefir oder Vollmilch-Mischgetränken verabfolgt werden. An Stelle von einem halben Liter Vollmilch können nach Wahl des Verbrauchers auch 170 Gramm Kondensmilch in den üblichen Dosen, an Stelle von ¾ Liter Vollmilch auch 250 Gramm Kondensmilch in Flaschen abgegeben werden. Magermilch kann ohne Bezugsschein bezogen werden.

Milcherzeugnisse, Oele, Fette:

Weiterhin wird eine Aufgliederung der für „Milcherzeugnisse, Oele und Fette" eingeführten Bezugsscheinpflicht von 60 Gramm je Kopf und Tag vorgenommen. Es wird bestimmt, daß auf die mit „Milcherzeugnisse, Oele und Fette" bezeichneten Abschnitte abzugeben sind:

a) Auf die Abschnitte mit ungeraden Zahlen (1, 3, 5, 7) je Abschnitt 90 Gramm Butter oder Butter-Schmalz,
b) auf die Abschnitte mit geraden Zahlen (2, 4, 6, 8) je Abschnitt 250 Gramm Schmalz, Speck, Rindertalg jeder Art, Margarine, Mischfette, Kunstspeisefette, Pflanzenfette, Speiseöle (einschl. Olivenöl) nicht dagegen Butter, Butter-Schmalz und Käse.

Das Verhältnis, in dem diese unter b) genannten Fette bezogen werden können, richtet sich nach der jeweils verfügbaren Menge. Ferner werden 80 Gramm Käse oder 160 Gramm Frischquark nach Wahl des Verbrauchers je Woche abgegeben, und zwar auf die mit „Eier" bezeichneten Abschnitte. Die Abgabe der Abschnitte für Butter hat bei der bisherigen Verteilungsstelle zu erfolgen.

Zucker:

Die Zuckermengen, die auf drei Kartoffelabschnitte des Bezugsscheins bezogen werden können (je ½ Kilogramm Zucker), können in einer Menge bezogen werden.

Nährmittel:

Erläutert wird der Begriff der Nährmittel. Danach kann auf Grund des Bezugsscheins jeder Verbraucher je Woche 150 Gramm Graupen, Grütze, Gries, Sago, Reis, Haferflocken oder Teigwaren beziehen. Andere Nährmittel sind nicht bezugsscheinpflichtig.

Bestimmungen über die Sonderfälle

1. Schwer- und Schwerstarbeiter:

Als Schwer- bezw. Schwerstarbeiter gelten Berg- und Hüttenarbeiter, die in knappschaftlich versicherten Betrieben oder in der eisenschaffenden (eisenerzeugenden) Industrie beschäftigt sind, Arbeiter in Eisen- und sonstigen Metallgießereien sowie in Metallwerken und in Schmelzereien, einschl. der in Stahlform- und Temper-Gießereien Beschäftigten, Glasschmelzer und Glasbläser, Ofenarbeiter in Ziegeleien und in der keramischen Industrie, Bleigießer, Bleilöter in Betrieben zur Herstellung chemischer Apparaturen, Blei-Bronzegießer und Blei-Bronzeschmelzer, Mischer und Schmierer in Akkumulatorenfabriken, Arbeiter bei Befestigungsbauten, Steinbruch-, Tongruben-, Kalk- und Zementarbeiter, soweit diese besonders schwere Arbeit verrichten.

Was erhält der Schwer- bzw. Schwerstarbeiter:

Diese Schwer- und Schwerstarbeiter erhalten außer den allgemeinen Lebensmittelmengen zusätzlich bei Fleisch oder Fleischwaren 70 Gramm je Tag und Kopf oder rund 500 Gramm je Woche, und zwar 250 Gramm auf jeden der Fleisch-Abschnitte 1, 2, 4, 5, 7, 8, 10 und 11. Ferner erhalten sie bei Milcherzeugnissen, Oelen und Fetten 50 Gramm je Tag oder 350 Gramm in der Woche, und zwar 350 Gramm Margarine, Mischfette, Kunstspeisefette, Pflanzenfette, Speiseöl, Schmalz, Speck oder Rindertalg, auf jeden der Abschnitte 2, 4, 6 und 8. Um die Schwer- und Schwerstarbeiter in den Genuß dieser Verpflegungszulagen zu bringen, sammeln die Führer der Betriebe, in denen Schwer- und Schwerstarbeiter beschäftigt werden, die ausgegebenen Lebensmittel-Ausweiskarten dieser Arbeiter ein und übersenden sie mit einer Liste an das für den Betriebsort zuständige Arbeitsamt. Die Liste muß den Namen des Betriebes, den Namen des Arbeiters und die Art seiner Beschäftigung enthalten. Das Arbeitsamt versieht den Stammabschnitt und die einzelnen Teilabschnitte für Fleisch oder Fleischwaren sowie Milcherzeugnisse, Oele und Fette mit dem Dienststempel und gibt die Ausweiskarten an den Betriebsführer schnellstens zurück. Der ganze Vorgang soll in einem Tage erledigt sein. Selbstverständlich prüft das Arbeitsamt die materielle Richtigkeit der eingereichten Listen.

2. Inhaber von Fettverbilligungs-, Margarinebezug- und Zusatzscheinen:

Die Inhaber von Fettverbilligungs-, Margarinebezugs- und Zusatzscheinen können Konsummargarine in dem vorgesehenen Umfang wie bisher und zu den alten verbilligten Preisen beziehen. Jedoch muß die bezogene Menge auf die Gesamtfettmenge, wie sie sich aus der Lebensmittel-Ausweiskarte ergibt, angerechnet werden. Beim Bezug von Konsummargarine ist also sowohl der bisherige Margarinebezugsschein als auch ein entsprechender Abschnitt für Milcherzeugnisse, Oele und Fette der Lebensmittelausweiskarte abzutrennen.

3. Insassen von Krankenhäusern usw.

Die Insassen von Krankenhäusern, Heilanstalten, Erziehungsanstalten, Wohlfahrtsanstalten, Gefangenenanstalten und ähnlichen Einrichtungen haben für die Dauer ihres Aufenthalts die Abschnitte für Lebensmittel an die Anstalt oder Einrichtung abzugeben.

4. Das Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe.

Durch einen Erlaß über die Versorgung der Bevölkerung durch das Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe hat der Reichsernährungsminister sichergestellt, daß die Besucher von Gaststätten und Beherbergungsbetrieben nicht günstiger mit Lebensmitteln wie die übrige Bevölkerung versorgt werden. Danach wird bestimmt, daß in den Gaststätten an mindestens zwei Tagen jeder Woche nur fleischlose Gerichte verabfolgt werden dürfen, und zwar am Montag und Freitag, sofern nicht die untere Verwaltungsbehörde in besonders gelagerten Fällen andere Tage bestimmt. An den übrigen Tagen der Woche dürfen neben fleischfreien Gerichten vier verschiedene Eintopfgerichte oder Tellergerichte verabfolgt werden. Zur Ersparung von Arbeit und Personal soll in möglichst allen Gaststätten durch Einführung der Tellergerichte das Anrichten der Speisen vereinfacht werden.

Sag es auch den Kindern:
Chlorodont
wirkt abends am besten!

An die Studentinnen des Gaues Schlesien

Kameradinnen! Die ernste Lage, in der sich unser Vaterland befindet, macht es jeder deutschen Studentin zur Pflicht, sich zur Verfügung zu stellen. Meldet euch sofort bei euren zuständigen Dienststellen des Roten Kreuzes, der NSV. oder des Reichsluftschutzbundes. Ich erwarte, daß ihr euch der Verantwortung, deutsche Studentinnen im Grenzland Schlesien zu sein, bewußt seid und so selbstverständlich wie bisher eure Pflicht tut.

Heil Hitler!
gez. Annemarie Flegel, Gau-SNSt.-Referentin.

Wahrheiten über Polen.

Wissen Sie schon . . .

NSG. Daß das Deutsche Reich durch das Friedensdiktat von Versailles an Polen 46000 qkm Land (fast die Größe Böhmens) abtreten mußte;

daß in diesen Gebieten 1,6 Millionen Deutsche wohnen;

daß Polen 1918 rund 2250000 Deutsche zählte;

daß seit 1918 durch den chauvenistischen Terror der Polen über eine Million Deutsche aus Polen vertrieben wurden;

daß Polen der „Mosaikstaat Nr. 2" ist, denn die 34 Millionen Einwohner Polens sind im besten Falle nur zu zwei Dritteln polnischer Nationalität. Das übrige Drittel setzt sich zusammen aus; 5000000 Ukrainern, 1750000 Weißrussen, 1150000 Deutschen, 3150000 Juden. Dazu kommen noch Großrussen, Litauer, Letten, Tschechen, Slowaken und Masuren;

daß die Volksabstimmung in Ostoberschlesien eine stark deutsche Mehrheit ergab; 716000 deutsche gegen 471000 polnische Stimmen wurden festgestellt;

daß die Stadt Königshütte auch polnisch wurde, obwohl drei Viertel ihrer Bewohner für Deutschland stimmten;

daß die Städte Bromberg, Graudenz und Thorn zu Polen kamen, obwohl sie zu 90 Prozent deutsch waren;

daß das Deutsche Reich durch den Raub Oberschlesiens ein Viertel seiner Kohlen und drei Achtel seines Zinks verlor;

daß in 15 Jahren aus dem winzigen Fischerdorf Gdingen eine große Hafenstadt von über 100000 Einwohnern geworden ist;

daß Polen in der Geschichte schon dreimal geteilt wurde, so daß es 1795 von der Landkarte endgültig verschwand.

Man wird doch wohl noch rauchen können

Natürlich kann man rauchen; wenn es der Geldbeutel gestattet und der Körper es verträgt, hat kein Mensch etwas dagegen, zumal hier von solchen Rauchern, die ihren Ehrgeiz darin zu sehen scheinen, ihre Gesundheit in möglichst kurzer Zeit zu ruinieren, nicht die Rede ist. Rauchen kann man aber alles zu seiner Zeit und am richtigen Ort. Ein Mann etwa, der Pulver abwiegt, wird dabei nicht rauchen, es sei denn, er wäre nicht ganz bei Trost. Rauchverbote gibt es für viele Stellen, wo aber eins besteht, ist es zu Recht erlassen, da hilft dann auch kein empörter Ausruf. Man raucht beispielsweise nicht in Scheunen und Ställen, das weiß jeder, der in der Landwirtschaft tätig ist.

Warum das so ist, müßte eigentlich allen klar sein, nur scheint es, als ob es doch nicht alle begriffen hätten. Was kann schon viel geschehen, meint mancher, wenn ich im Stall meine Zigarette rauche oder mir in der Scheune die Pfeife anstecke! Er glaubt, er würde schon aufpassen. Damit ist dann seiner Meinung nach alles getan, den Ausbruch eines Feuers zu verhüten. Er mag ja recht haben, hundertmal sogar, vielleicht auch tausendmal, einmal aber — durch die Gewohnheit abgeschwächt — läßt seine Aufmerksamkeit doch nach, und dann ist es zu spät. Viele hundert Scheunen, Ställe und Höfe brennen jährlich nieder in Deutschland, weil einer unachtsam mit der Zigarette oder der Zigarre oder der Pfeife umging. Es braucht auch nicht immer eine Zigarette zu sein, die zur Brandursache wird, mal ist es eine Laterne mit offener Flamme, die das Unglück auslöst, mal ein glühendes Stückchen Holz, das achtlos mit auf den Aschenhaufen kam.

Die Folgen sind verheerend. Es verbrennt in Deutschland in jedem Jahr so viel Brotkorn, es kommt so viel Vieh in den Flammen um, es fallen so viel andere Nahrungsmittel dem Feuer zum Opfer, daß über 200 000 Volksgenossen davon leben könnten. Ist diese Tatsache nicht eine eindringliche Mahnung, endlich mehr achtzugeben auf das Feuer? Die neue Ernte ist eingebracht, sie soll dazu dienen, uns allen Nahrung zu geben. Warum verschleudern wir einen großen Teil davon? Schützt die Ernte vor Brandgefahr, haltet den Roten Hahn von eurem Hofe fern, es kommt uns allen zugute!

Marienkäfer, setze dich ...

Wenn wir die Blattlaus als eine der ärgsten Feindinnen des Menschen, wenigstens des Gärtners, betrachten müssen, so dürfen wir das Marienkäferchen dafür als einen unserer besten Freunde ansprechen. Es nährt sich nämlich sowohl als Larve, wie als ausgewachsenes Tier lediglich von Blattläusen, und ohne seine Unterstützung würde der Gärtner gar nicht fertig; denn die Blattläuse vermehren sich mit einer Schnelligkeit, die die Fruchtbarkeit des Kaninchens weit übertrifft; sie haben in einem Sommer zehn Generationen, so daß aus einer von ihnen bei günstigen Bedingungen im Laufe von 20 Wochen Millionen werden. Der Marienkäfer seinerseits bringt es immerhin auf fünf Generationen im Sommer. Er beginnt seine segensreiche Tätigkeit, sobald Tauwetter eintritt, paart sich und legt seine Eier auf von Blattläusen befallene Blätter ab. Bald kriechen die schwarzen Larven aus und nehmen den Vertilgungskrieg auf. Sie wachsen in 30 bis 40 Tagen zum Fünfzehnfachen ihrer ursprünglichen Größe heran, häuten sich darauf, verpuppen sich und erscheinen nach zehn Tagen vollständig fertig. Die letzte Generation der Blattläuse ist jedesmal geflügelt und treibt in Schwärmen über Land, um neue Weideplätze zu finden. Aber in diesen Schwärmen fliegen zahllose Marienkäfer mit, andere folgen ihnen in großen Zügen. Der Marienkäfer seinerseits hat nicht viel Feinde. Wenn er aber Gefahr wittert, so zieht er Fühler und Beine ein, sondert eine nach Opium riechende, ätzende gelbliche Flüssigkeit ab und verfällt in Starrkrampf.

* **[Goldene Hochzeit]** Hilfsmagazin-Aufseher Karl Grabisch und Frau, Große Koloniestraße 2a, feiern am Freitag, den 1. September das Fest der goldenen Hochzeit.

* **[Die Film-Bühne]** zeigt den Ufa-Film „Die kluge Schwiegermutter". — Allen denen, die nach des Tages Last und Arbeit Freude und Entspannung suchen, wird dieser neue Ufa-Film überaus willkommen sein. Unbeschwert und über die Wirklichkeit des Alltags fröhlich hinweggehend, will dieser ausgelassene Filmschwank nichts als Heiterkeit und befreiendes Lachen schenken. „Die kluge Schwiegermutter" heißt Ida Wüst. Sie beherrscht diesen Film mit einer Bombenrolle, die sie mit ihrem unverwüstlichen Humor ausfüllt. Sie ist kein „Drachen", sondern lachend überzeugt sie jeden, daß Schwiegermütter auch reizend sein können, besonders aber, wenn sie über soviel fraulichen Scharm verfügen wie Ida Wüst.

* **[Der Drachen.]** Drachen steigen lassen ist eine wundervolle Sache. Leider kann man das nur tun, wenn die Felder abgeerntet sind und der Herbstwind bläst. Aber auch wenn alle Voraussetzungen für diesen Sport gegeben sind, bleibt er eine heikle Angelegenheit, besonders in der Nähe von Straßen und Ortschaften. Warum? Weil schon oft und immer wieder so ein stolzer Segler der Lüfte in einer Hochspannungsleitung landete. Landete ist vielleicht nicht ganz richtig, vielmehr pflegen sich Drachen so in den Drähten zu verwickeln, daß sie überhaupt nicht mehr zu Boden kommen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß damit viel Unheil angerichtet werden kann. Laßt Drachen steigen, aber nicht über elektrische Leitungsdrähte!

Erneuter Rückgang der Kriminalität. Das Reichskriminalpolizeiamt berichtet über die Entwicklung der Kriminalität im Deutschen Reich im ersten Vierteljahr 1939. Der nachdrückliche Kampf gegen das Verbrechertum hat weiterhin seine Früchte getragen und abermals zu einem Rückgang der Kriminalität geführt. Im Reichsgebiet wurden 184 300 Delikte erfaßt, denen über 191 000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres gegenüberstehen. Der Rückgang beträgt 3,7 Prozent. Gegenüber dem letzten Vierteljahr 1938 ist eine Abnahme um fast 7000 Fälle festzustellen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß in der Gesamtsumme des ersten Vierteljahres 1939 erstmalig die Zahl der in der Ostmark verübten Delikte mit über 9000 enthalten ist. Der tatsächliche Rückgang gegenüber dem letzten Vierteljahr beläuft sich daher auf über 16 000 Fälle, das ist eine Minderung um 8,5 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Erheblich zurückgegangen sind besonders die Delikte gegen das Eigentum.

Beurlaubung für das Winterhilfswerk. Bei der Durchführung des Winterhilfswerks 1939/40 ist wie in den vergangenen Jahren die tatkräftige Mithilfe der Behördenangehörigen erforderlich. Nach einem Erlaß des Reichsinnenministers kann deshalb auch im kommenden Winterhalbjahr den Beamten, Behördenangestellten und -arbeitern, soweit es die dienstlichen Verhältnisse irgend zulassen, Urlaub mit Fortzahlung der Bezüge und ohne Anrechnung auf den Erholungsurlaub erteilt werden.

Jeder Einzelne ist nichts ohne sein Volk, im Einsatz für sein Volk ist er selbst alles!
Darum sollst Du NSV.-Mitglied sein!

Nur bei liebevoller Pflege gedeiht das Haar!

Wie die Blumen, so muß auch Ihr Haar sorgfältig gepflegt werden — es dankt Ihnen durch seinen herrlichen Glanz und die Schmiegsamkeit seiner Wellen. Nehmen Sie aber dazu das richtige Mittel: das altbewährte Schwarzkopf-Schaumpon. Kein Alkali, keine Kalkseife bleibt im Haar zurück!
SCHWARZKOPF SCHAUMPON
Beutel 18 Pfg., „Extra-Mild" und „Extra-Blond" 25 Pfg.

Wandre stets auf Blumenwegen

Das Poesiealbum 1939 – Ein nachdenklicher Vorschlag

Neulich fiel mir mein altes Poesiealbum in die Hände. Das Poesiealbum aus der Schulzeit — ihr erinnert euch doch noch daran? „Wandre stets auf heitren Blumenwegen, ewig blühe dir der Freundschaft Glück, geh dem Guten freudig stets entgegen, doch das Böse weise streng zurück." Unterschrift: „Zur freundlichen Erinnerung an Deine beste Freundin Anneliese." Richtig, Anneliese mit dem dicken Blondzopf, die so schrecklich albern sein konnte und dabei so ein prachtvoller Kamerad. — „Lebe lustig, lebe froh, wie der Mops im Paletot" — dazu eine flüchtig hingesetzte Skizze von jungen Hunden: das war Grete, die heute eine bekannte Zeichnerin ist und damals immer so extravagante, karierte Kleider trug.

Zeichnungen, kindlich ungelenk, bunte Pappbildchen, ein wenig schief eingeklebt, hellblaue Tauben mit rosa Rosengirlanden im Schnabel — einfach wunderbar! Heitere und ernste Sprüche, rührende und komische Eintragungen — und aus jeder einzelnen Seite steigen Erinnerungen über Erinnerungen auf. Glückliche Kindheit — mit ihren vielen Sorgen und Nöten und ihrer großen Erwartung!

Man lacht heute über das Poesiealbum — und man mag vielleicht recht damit haben. Was würden die Freunde und Freundinnen heute, da wir erwachsen sind, für Gesichter machen, wollte man ihnen gelegentlich ein hübsches Lederbüchlein zustecken: „Schreib' mir doch, bitte, was zur Erinnerung hinein, ja?" Gewiß — ein großer Erfolg würde es nicht werden.

Aber wenn man es recht überlegt — in zehn, zwanzig Jahren werden wir also nicht zufällig einmal ein Buch finden, das uns solche schönen und rührenden Erinnerungen aufbewahrt hat aus glücklichen und ernsten Tagen, wie es das alte Poesiebuch tat. Wir werden auf unser Gedächtnis angewiesen sein. Und ist das wirklich zuverlässig? Haben wir nicht beim Durchblättern des Poesiealbums erkannt, wie viele Ereignisse, ja wie viele Menschen wir ganz vergessen hatten?

Warum also nicht auch jetzt ein Buch der Erinnerungen anlegen im zeitgemäßen Stil? Ein hübsches, großes Buch mit glatten Seiten auf denen man wirklich etwas anfangen kann. Und wenn wir es in vielen Jahren aufschlagen werden, mag es vielleicht so aussehen:

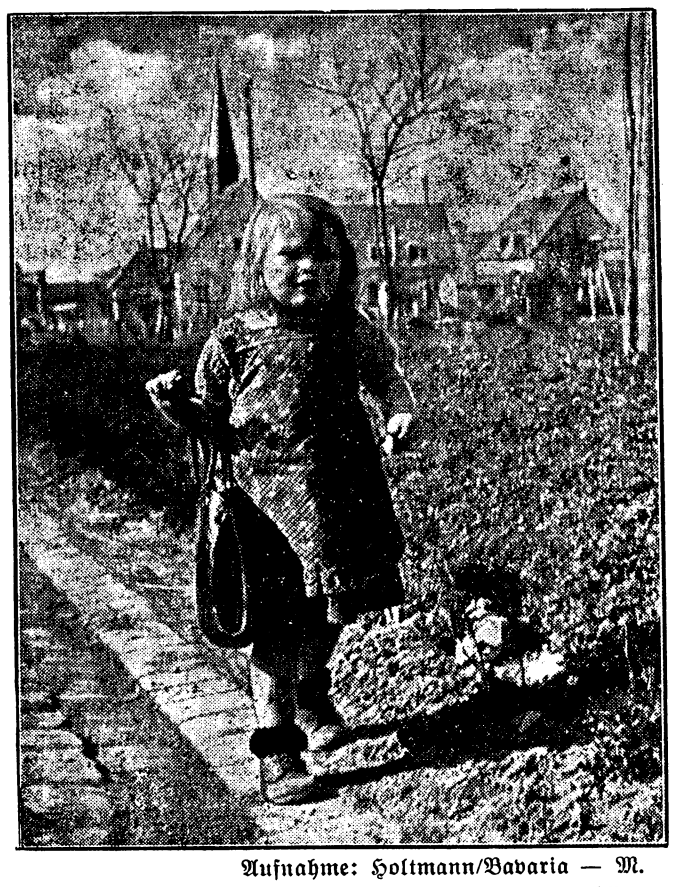
Eine Seite mit einem kleinen Liebhaberbildchen — fünf junge Mädel im Sportanzug auf lustiger Kanufahrt, Rast am Seeufer, Abkochen und Zeltlager. Darunter eine Karikatur — richtig, da kamen ja ein paar Sportskameraden dazu, und einer setzte sich heimlich hin und „porträtierte" uns Mädels. Da ist auch noch die Kontrollmarke von der bewußten Schleuse, wo drei Boote beinahe umgekippt wären. Und schließlich noch eine zerquetschte, trockene Sumpfdotterblume — eine kleine, zarte Aufmerksamkeit an jenem schönen Sommerabend. Da stehen ja auch die Namen der Mädel — jetzt sind sie alle lange verheiratet und glückliche Mütter!

Auf einer anderen Seite — Hochzeit der Schwester Käthe — ein Stückchen Brautschleier und Myrthe, eine von Vaters Hand geschriebene Tischkarte, der Wortlaut des lustigen Telegramms von Onkel Kurt und ein kleines Photo vom „Resteressen" mit allen Brautjungfern und Brautführern am nächsten Mittag.

Und hier nur die Abschnitte von zwei Theaterkarten „Romeo und Julia" — das Etikett einer Flasche Wein und ein paar sehr romantische Worte, mit Bleistift auf die Rückseite eines Flaschenuntersatzes geschrieben — ach ja!

Kinderbilder mit Daten und Originalaussprüchen der Kleinen darunter, kleine Erinnerungen an schöne Familienfeste, an Wanderungen und Reisen — das alles in bunter Folge, in der die kleinen „Andenken" die sachlichen Photos beleben — — wäre das nicht ein wirklich schönes und wertvolles Poesiealbum, das selbst in unserer Zeit Anerkennung finden müßte?

E. Wernecke.



Aufnahme: Holtmann/Bavaria — M.

Früh übt sich, was eine gute Hausfrau werden will — ein schönes Bild für das neuzeitliche Erinnerungsalbum.

Sie reden doch so gern

Vom Eingehen auf andere.

Die meisten hören sich gern reden — wie wenige aber hören gern zu! Noch seltener aber begegnet man Menschen, die es verstehen, „auf einen einzugehen". Das ist auch schwieriger, als man annimmt. Denn was heißt eigentlich „auf einen eingehen"?

Es bedeutet jene feine seelische Um- und Einstellung, die uns befähigt, einen anderen Menschen, selbst wenn er uns wesensfremd ist, zu begreifen. Dazu ist vor allem erforderlich, daß wir unser Ich, die Welt persönlicher Interessen, ausschalten. Wir müssen uns in den anderen hineindenken, uns gleichsam in ihn hineinversetzen. Für eine Weile müssen wir die Dinge mit seinen Augen betrachten. Was ihm wichtig ist, muß es auch uns sein.

Das aber bringen die wenigsten fertig. Wie die Sätze der meisten Menschen mit „ich" und abermals „ich" beginnen, so spielt auch dies „ich" die Hauptrolle in ihrer Gedankenwelt. Es gehört aber schon eine gewisse Selbstüberwindung dazu, dieses „ich" einmal beiseite zu schieben, um statt dessen sich dem „du" des anderen zuzuwenden.

Und doch gibt es Menschen, die das vortrefflich verstehen. Sie nehmen den anderen wichtig, etwa wie der Mensch sich selbst wichtig nimmt. Diese Menschen werden darum auch zu ständigen Vertrauten fremden Leids und anderer Leute Nöte. Zu ihnen flüchten sich die Menschen.

Aber schon das Gefühl, sich einem verständnisvollen Menschen gegenüber aussprechen zu können, gibt wesentliche Erleichterung. Viele gehen nämlich nur aus sich heraus, wenn ein anderer auf sie eingeht. Gerade für einsame Menschen ist dieses Sichaussprechenkönnen eine ungeheure Wohltat.

Darum gehört es auch mit zu den köstlichsten Lebenserrungenschaften, einen Menschen gefunden zu haben, von dem man mit Recht sagen kann: „Er versteht, auf einen einzugehen!"

J. Adams.

Allerlei Neuigkeiten

Gefährliche Ratschläge. Im Jahre 1932 hatte der 63jährige Jude Emil Israel Hirsch, der damals in Berlin eine ärztliche Praxis betrieb, freundschaftliche Beziehungen zu einem seiner Patienten, einem Rassegenossen aus Krakau, angeknüpft. Sein neuer Freund riet ihm, auf alle Fälle Geld in Polen anzulegen. Hirsch händigte ihm daraufhin in den Jahren 1935 bis 1936 nach und nach 15 000 RM. aus, die auf irgendwelchen Schleichwegen nach Polen gebracht und dort in Wertpapieren angelegt wurden. Diese Papiere wurden in einem Safe aufbewahrt, dessen Schlüssel man Hirsch zur Aufbewahrung nach Deutschland übersandte. Wegen dieser ungenehmigten Geldverschiebung hatte sich Israel Hirsch jetzt vor der Vierten Berliner Strafkammer zu verantworten, die ihn zu einem Jahr acht Monaten Gefängnis, 20 000 RM. Geldstrafe und Ersatzeinziehung von 15 000 RM. verurteilte.

Die Braut in den Tod gefahren. Bei Augsburg wurde ein Berliner Brautpaar von einem schweren Motorradunfall betroffen. In einer Kurve fuhr der Lenker des Kraftrades mit hoher Geschwindigkeit gegen einen Lieferwagen. Er selbst wurde mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus gebracht, während seine 24jährige Braut sofort getötet wurde.

Nichts für Hundsnächte. Ein Rentier in Stockholm hat jetzt ein durch Elektrizität bis 25 Grad heizbares Bett zum Patent angemeldet. Der Erfinder behauptet, noch einmal so gut darin zu schlafen.

Weite Reise eines Walfisches. Ein Walfisch, der im Vorjahr bei Spitzbergen aus„plombiert" worden war, wurde jetzt in der Antarktis in der Nähe der Kerguelen erlegt. Er war also vom Nord- zum Südpol gewechselt.

Sitzstreik auf dem Schornstein. Ein Sträfling des kanadischen Zuchthauses Kingston erkletterte den 40 Meter hohen Schornstein der Strafanstalt und ließ sich dort zum Sitzstreik nieder, weil sein Wunsch abgelehnt worden war, ihn wieder in das Zuchthaus St. Vincent bei Montreal zu überführen. Mit Megaphonen trat man mit dem Sträfling auf dem Hochsitz in Verbindung. Er blieb aber hartnäckig und weigerte sich, der Aufforderung, herunterzukommen, Folge zu leisten. Volle 30 Stunden blieb der Mann am Rande des Schornsteins sitzen, bis ihn endlich ein heftiger Regensturm zwang, wieder den Rückweg anzutreten.

Turnen und Sport

Kiviperä-Finnland führt im Fünfkampf. Bei der vierten Prüfung im Fünfländerkampf der Modernen Fünfkämpfer von Schweden, Finnland, Ungarn, Deutschland und der Schweiz ergab sich eine wesentliche Aenderung in der Spitzengruppe. Lt. Garvs, der bis dahin führte, wurde bei dem 300-Meter-Schwimmen nur Vierzehnter und war dadurch in der Gesamtwertung hinter dem Finnen Lt. Kiviperä und Lt. Bratt-Schweden auf den dritten Platz zurückgefallen. Im Kampf um den Preis der Nationen führt die schwedische Mannschaft mit Lt. Bratt, Oblt. Gyllenstierna und Oblt. Grut, der das 300-Meter-Schwimmen in der hervorragenden Zeit von 4:04,4 Minuten gewinnen konnte, mit elf Punkten vor Deutschlands Mannschaft Lt. Garvs, Oblt. Lemp und Oblt. Freiherr von Schlotheim mit siebzehn Punkten und Finnland mit 21 Punkten. Die Entscheidung fällt nun bei der letzten Uebung, dem über 4000 Meter führenden Geländelauf.

Die Mailänder Radweltmeisterschaften abgebrochen. Der Radsport-Weltverband hat beschlossen, mit Rücksicht auf die internationale Lage die Radweltmeisterschaften abzubrechen. Man hofft, daß sie recht bald beim jetzigen Stand — die bisherigen Ergebnisse behalten also Gültigkeit — fortgesetzt werden können.

Die Taxe des Petroleumkönigs

Als John D. Rockefeller noch nicht der legendäre Petroleumkönig, sondern einer von den vielen aufstrebenden Unternehmern in den nordamerikanischen Staaten war, schloß er eine Lebensversicherung ab — über fünf Millionen Dollar. Der Direktor der Gesellschaft traute seinen Augen nicht, als er den Antrag zu Gesicht bekam. Er schickte einen Vertreter zu John D. ins Büro, um sich zu vergewissern und um evtl. Rockefeller vor einem übereilten Schritt zurückzuhalten. Denn der Gesellschaft lag nichts an einem überhöhten Abschluß, wenn Gefahr bestand, daß der Kunde mit den Prämienzahlungen in Rückstand käme. Der Agent traf Rockefeller in seinem Büro in einer Wellblechbude mitten auf den Oelfeldern. Der dürre Mann saß hemdsärmelig hinter seinem Schreibtisch. „Guten Morgen, Boß", der Agent tippte an seinen Hut. Rockefeller nickte. „Versicherung beantragt?" fuhr der Agent freundlich fort. „Ein- bißchen hoch, sollt ich meinen?" Rockefeller blickte auf, sah den Mann scharf an. Dann lief ein Grinsen über sein hageres Gesicht; er wußte, weshalb der Mann kam. Mit dem Daumen deutete er zum Fenster hinaus, wo die Oeltürme sich zum Himmel reckten. „Da schau hin!" knurrte er. „Anlagewert — drei Millionen Dollar. Unten drin stecken hundertfünfzig. Versichert mit fünfundvierzig. Da schau her!", er schlug mit den harten Knöcheln seiner Rechte gegen die eigene Stirn. „Anlagewert — dreißigtausend Dollar. Drin steckt eine Milliarde. Versichert mit fünf Millionen. Ein bißchen wenig, sollt ich meinen!"

Ohne den Agenten weiter zu beachten, wandte er sich wieder seiner Schreibart zu. Der Vertreter kam zu seiner Gesellschaft und berichtete. Der Vertrag wurde perfekt. Keiner der beiden Partner hatte den Abschluß zu bereuen. Die Gesellschaft nicht, denn Rockefeller war durch die Jahrzehnte ein pünktlicher Zahler, und John D. nicht, denn er erhielt noch zu Lebzeiten die fünf Millionen Dollar ausbezahlt, da nach amerikanischem Recht eine auf den Todesfall abgeschlossene Versicherung fällig wird, wenn der Versicherte das 96. Lebensjahr erreicht.

Danksagung.

Herzlichen Dank allen, welche uns bei dem Hinscheiden meines guten Mannes, unseres treusorgenden Vaters ihre Teilnahme in Wort, Schrift, Kranzspenden und ehrendem Grabgeleit bewiesen haben.

Brockau, den 31. August 1939.

Pauline Welz
und Kinder.

Kammerlichtspiele Brockau

Ab Donnerstag, den 31. August bis Montag, den 4. September

„Die kluge Schwiegermutter"

mit Ida Wüst, Georg Alexander, Ernst Waldow, Ch. Daudert

Ida Wüst in ihrer neuen Bombenrolle als „kluge Schwiegermutter" ist wieder einmal ganz in ihrem Element.

Ufa-Wochenschau :-: Ufa-Kulturfilm

Anfangszeiten: Wochentags 6³⁰ u. 8⁴⁵ Uhr, Sonntags 4³⁰, 6⁴⁵ u. 9 Uhr

Familien-Drucksachen aller Art fertigt schnellstens an **Dodeck's Erben**

Heute Donnerstag neu!
Die Wehrmacht
Illustrierter Beobachter
Münchner Ill. Zeitung
Berliner Ill. Zeitung
Kölnische Ill. Zeitung
Marie Luise
Koralle
Gartenlaube
Die junge Dame

Ab Freitag:
Deutsche Ill. Zeitung
Filmwelt
Schles. Sonntagspost
Rätselzeitungen
und sämtliche
Radio-Programme
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.
Bahnhofstraße 12

Es gibt kaum eine so wohlfeile Delikatesse wie diesen prachtvoll marinierten Hering. Aber er mundet deshalb so besonders gut, weil er hergerichtet wurde mit feinem aromatischen

Schäfer's Ideal-Essig
„ideal für alles"

Nur echt in der Originalflasche mit dem roten Namenszug. — Fast in jed. Fachgeschäft zu haben.
Flaschenpreis 35 Pf. und 5 Pf. Pfand.
Hersteller: H. Schäfer & Co., Breslau
Moutrich-, Essig- und Feinkostfabriken

Ein Mensch, der keine Zeitung hält,
Der denkt vielleicht, er spare Geld.
Im Gegenteil: er wirft's zum Haus,
Zum offnen Fenster glatt hinaus,
Und statt Gewinn hat er Verlust,
Weil er, was nützlich, nicht gewußt.
Ein Mensch, der das begriffen hat,
Liest ständig nun sein Heimatblatt!

Bestellungen auf die
„Brockauer Zeitung"
werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Salizyl-Pergamentpapier
zum Verbinden von Fruchtgläsern
Einmach-Glashaut besonders präpariert
Butterbrot-Papier blütenweiß u. fettdicht
hält vorrätig
Dodeck's Erben, Bahnhofstr. 12

Inserieren bringt Gewinn!